

Lehre und Wehre.

Jahrgang 39.

September 1893.

No. 9.

Das Colloquium der Synoden von Ohio und Iowa.

Unter dieser Ueberschrift berichtet die ohioische Kirchenzeitung: „Um 9 Uhr morgens, den 12. Juli 1893, versammelten sich im Schullocale der St. Paulus-Gemeinde des P. J. Bollmar zu Michigan City, Ind., zu einer Lehrbesprechung die folgenden von ihren Synoden dazu bevollmächtigten Personen: als Vertreter der ev.-luth. Synode von Ohio u. a. St. Prof. M. Loy, D. D., Prof. J. W. Stellhorn, Prof. H. Ernst, P. H. A. Alwardt, P. G. J. H. Meiser und Prof. H. Dörmann; als Vertreter der ev.-luth. Synode von Iowa u. a. St. Prof. S. Fritschel, D. D., Prof. W. Bröhl, P. R. Richter, P. Th. Meier, P. P. Bredow, P. J. Luz und P. C. H. Caselmann. Herr D. M. Loy wurde zum Vorsitz gewählt. Als Secretäre fungirten Prof. H. Dörmann und P. C. H. Caselmann. Es wurden 6 Sitzungen gehalten.

Ueber folgende Sätze einigte man sich nach eingehender Besprechung.

Thesis I. — Kirche.

- a) Die Kirche im eigentlichen Sinn ist die durch die Gnadenmittel erzeugte und sich erbauende Gemeinde der wahrhaft Gläubigen.
- b) Ihrem eigentlichen Wesen nach ist und bleibt die Kirche auf Erden unsichtbar.
- c) Die Gemeinschaft der Gnadenmittel ist nothwendige Erscheinungsform der Kirche und untrügliches Kennzeichen ihres Vorhandenseins.

Thesis II. — Predigtamt.

- a) Die Gnadenmittel-Verwaltung ist nicht ein Privilegium eines besonderen Standes, sondern ein Recht, welches Christus ursprünglich und unmittelbar seiner ganzen Kirche, d. h. einem jeden gläubigen Christen gegeben hat.
- b) Das Predigt- oder Pfarramt ist die auf einem besonderen, für alle Zeiten geltenden Befehl des Herrn ruhende und durch den Beruf übertragene Gewalt, die Gnadenmittel öffentlich, von Gemeinschafts wegen, zu verwalten.

c) Die Berufung ist ein Recht derjenigen Gemeinde, innerhalb welcher der Prediger das Amt verwalten soll. Die Ordination ist nur eine öffentliche feierliche Bestätigung des Berufs und nur eine apostolisch-kirchliche Ordnung.

Thesis III. — Symbole.

a) Die Verbindlichkeit der Symbole bezieht sich nur auf die in denselben enthaltenen Glaubenslehren; auf diese aber ohne alle Ausnahme.

b) Da die in den Symbolen enthaltene Lehre vom Sonntag eine in Gottes Wort geoffenbarte Glaubenslehre ist, so darf sie auch vom Kreise des Verbindlichen nicht ausgeschlossen werden.

Die Vertreter der Iowa-Synode gaben zu Thesis III b) folgende Erklärung ab: „Von dieser in den Symbolen enthaltenen Sonntagslehre unterscheiden wir die weitere theologische Ausführung derselben, welche bezüglich der Frage, ob zum morale des 3. Gebotes die Feier eines von den sieben Tagen der Woche gehöre oder nicht, bei den rechtgläubigen Lehrern unserer Kirche in eine Differenz auseinander gegangen ist. Die verneinende Beantwortung dieser Frage ist nach unserer Erkenntniß allerdings eine richtige Consequenz aus der Sonntagslehre im Bekenntniß. Da diese aber im Bekenntniß nicht expressis verbis zur Aussage kommt, darin auch nicht beabsichtigt ist und überdies nicht den Charakter einer Glaubenslehre hat, so können wir sie auch nicht als einen verbindlichen Theil der Symbollehre anerkennen und die gegentheilige Meinung nicht als eine Abweichung von der symbolisch verbindlichen Lehre ansehen.“

Thesis IV. — Offene Fragen.

a) Alle in Gottes Wort klar und deutlich geoffenbarten Lehren sind um der unbedingten Autorität des göttlichen Wortes willen endgültig entschieden und gewissensbindend, mögen sie symbolisch fixirt sein oder nicht.

b) Es gibt in der Kirche Gottes keine Berechtigung irgend einer Abweichung von klar geoffenbarten Schriftwahrheiten, mögen dieselben Fundamentales oder Nichtfundamentales, Wichtiges oder scheinbar Unwichtiges zu ihrem Inhalt haben.

c) Völlige Uebereinstimmung in allen Glaubensartikeln ist unerlässliche Bedingung kirchlicher Gemeinschaft. Beharrlicher Irrthum in einem Glaubensartikel wirkt unter allen Umständen kirehentrennend.

d) Völlige Uebereinstimmung auch in allen nichtfundamentalen Lehren kann zwar auf Erden nicht erreicht, soll aber nichtsdestoweniger als Ziel erstrebt werden.

e) Diejenigen, welche dem Worte Gottes, wenn auch nur in untergeordneten Punkten, bewußt, hartnäckig und halbstarrig widersprechen, stoßen damit das organische Fundament um und sind daher von der kirchlichen Gemeinschaft auszuschließen.

Thesis V. — Chiliasmus und Antichrist.

a) Jeder Chiliasmus, welcher das Reich Jesu Christi zu einem äußeren, irdischen und weltlichen Herrlichkeitsreich macht, eine sichtbare Wiederkunft Christi vor dem jüngsten Tage zur Vernichtung des Antichrists und Aufrichtung dieses Reiches sowie eine Auferstehung aller Gläubigen vor dem jüngsten Tage lehrt, ist als eine mit der Analogie des Glaubens im schneidenden Gegensatz stehende Lehre zu verwerfen.

b) Die Annahme, daß das in Offenb. 20. geweissagte Regieren Christi und seiner Heiligen noch als zukünftig zu erwarten und unter der dort erwähnten ersten Auferstehung eine leibliche Auferstehung einzelner Gläubigen zum ewigen Leben zu verstehen sei, steht zwar nicht in Widerspruch mit der Analogie des Glaubens, kann aber auch ebensowenig wie die geistliche Deutung aus der Schrift stringent bewiesen werden.

c) Da alle in der heiligen Schrift angegebenen Wesensmerkmale des Antichrists sich in dem römischen Papst finden, so halten wir mit unserm Bekenntniß denselben für den in 2 Thess. 2. geweissagten Antichristen. Ob auf Grund dieser Stelle noch eine Zusammenfassung des antichristlichen Wesens in einer concreten Einzelpersonlichkeit zu erwarten stehe, ist eine Frage, in welcher man verschiedener Meinung sein kann, ohne daß dadurch die kirchliche Gemeinschaft aufgehoben wird.

Thesis VI. — Prädestination und Befehrung.

a) Wir finden das Kirchentrennende in der missourischen Gnadenwahllehre in der Auseinanderreißung des allgemeinen Gnadenwillens und des besonderen Erwählungsrathschlusses in zwei, außer-, neben- und nacheinander gefasste und darum contradictoriae voluntates, wodurch der Grund, darauf unser Heil ruht, unsicher gemacht wird und die einzelnen Abweichungen von der lutherischen Lehre, die sonst noch zum Besseren ge- deutet werden könnten, einen fundamentalen Character bekommen.

b) Von der im Zusammenhang mit der Prädestinationslehre streitig gewordenen Befehrung bekennen wir, daß dieselbe als die Setzung eines neuen, geistlichen Lebens weder zur Hälfte, noch zum vierten, noch zum tausendsten Theil auf des Menschen Mitwirkung, Selbstbestimmung oder gutem Verhalten stehe, oder davon abhängig sei in dem Sinne, daß sie dadurch bewirkt werde, sondern in solidum ein Werk des Heiligen Geistes sei, der dasselbe mit seiner allmächtigen Gnadenkraft durch die Gnadenmittel in uns vollbringt; daß der Heilige Geist aber dieselbe keineswegs lediglich nach dem bloßen Wohlgefallen seines auswählenden Willens wirke und sie bei den Erwählten auch dem muthwilligsten Widerstreben gegenüber durch- setze, sondern daß vielmehr durch solches hartnäckiges Widerstreben die Befehrung in der Zeit, ebenso wie die Erwählung in der Ewigkeit, verhindert werde.

Zulezt wurden folgende drei Vorschläge angenommen:

Beschlossen, daß die Colloquenten beider Theile ihren respectiven Synoden dies Resultat mittheilen mit der Erklärung, daß, falls dasselbe von beiden Synoden anerkannt wird, nach ihrer Ueberzeugung daraus folge:

1. daß Kanzel- und Altargemeinschaft zwischen den beiden Synoden zu Recht besteht;

2. daß wir keine Gegenaltäre errichten, sondern vorkommenden Falls unsere verziehenden Gemeindeglieder zu der an dem betreffenden Ort befindlichen Gemeinde des einen oder des andern Theils verweisen;

3. daß die Synoden Veranstaltungen treffen, daß auf dem Missionsgebiet unbrüderliche Reibereien vermieden werden."

So weit der Bericht der „Kirchenzeitung“. — Wenn unter dem Ausdruck *Thesis I c* „die Gemeinschaft der Gnadenmittel ist nothwendige Erscheinungsform der Kirche“ keine *reservatio mentalis* seitens Iowa's sich verbirgt, so haben in den Thesen I, II, nach deren Wortlaut zu urtheilen, die Ohioer den Iowaern gegenüber die lutherische, dormalen „missourisch“ genannte, Lehre vertreten. Früher wollte Iowa die Lehre, daß „die Gnadenmittel-Verwaltung“ ursprünglich und unmittelbar allen gläubigen Christen gegeben sei, sowie die Lehre, daß das Predigtamt durch den Beruf der Ortsgemeinde „übertragen“ werde, mindestens als „theologische Meinung“ oder „offene Frage“ behandelt wissen. Nun hätten die Vertreter der Iowa-Synode beide Lehren als die rechte lutherische Lehre anerkannt. Hier hätte die Wahrheit über den Irrthum gesiegt.

In den Thesen III und V dagegen hat Ohio der falschen Stellung Iowa's nachgegeben. Zwar heißt es in *Thesis III a* und *b* ganz richtig, daß alle in den Symbolen enthaltenen Glaubenslehren verbindlich seien und daß zu diesen Glaubenslehren auch die Lehre vom Sonntag gehöre. Aber Ohio gestattet Iowa hier eine Sondererklärung, durch welche alles wieder in Frage gestellt wird. Während das lutherische Bekenntniß *expressis verbis* erklärt, „daß weder die Haltung des Sabbath's noch eines andern Tages vonnöthen sei“, nämlich als von Gott geboten, darf Iowa erklären, „die verneinende Beantwortung“ der Frage, ob die Feier eines Tages von den sieben der Woche geboten sei, komme im Bekenntniß *expressis verbis* nicht zur Aussage, sei darin auch nicht beabsichtigt und habe überdies nicht den Character einer Glaubenslehre. Hier ist die Frage am Plage: Gibt es für Iowa überhaupt klare Bekenntnißaussagen? Das Bekenntniß erklärt *expressis verbis*: „Weder die Haltung des Sabbath's noch eines andern Tages ist vonnöthen“; Iowa aber behauptet, das Bekenntniß erkläre nicht *expressis verbis*, daß auch nicht einer von sieben Tagen zu halten sei. Ferner liegt auf der Hand, daß unsere Kirche im 28. Artikel der Augustana allerdings zu bekennen „beabsichtigt“, daß „die Ordnung vom Sonntag“ nicht göttliche, sondern kirchliche Ord-

nung sei. Das Bekenntniß stellt die Frage auf: „Was soll man denn halten vom Sonntag?“ und führt des Längeren aus, daß Sonntag, Osterfeier, Pfingsten und dergleichen Feier durchaus auf dem Gebiet der christlichen Freiheit liegen, daß man weder an den Sabbath noch an einen andern Tag durch göttliches Gebot gebunden sei. Dennoch sagt Iowa, das Bekenntniß „beabsichtige“ keine Aussage darüber, ob die Feier eines Tages von sieben von Gott geboten sei oder nicht. Mit demselben Recht könnte Iowa eines Tages sagen, das lutherische Bekenntniß beabsichtige keine Aussage über die Lehre von der Rechtfertigung. Ferner soll die Lehre, daß die Christen an keinen Tag der Woche durch göttliches Gebot gebunden sind, nicht den Character einer Glaubenslehre haben. Nach demselben Recept könnte Iowa behaupten, daß alle Bekenntnisaussagen, welche sich auf die Freiheit der Christen den alttestamentlichen Ceremonien und den neutestamentlichen Kirchengebräuchen gegenüber beziehen, nicht den Character von Glaubenslehren tragen. Aber noch schlimmer ist, daß die Vertreter der Iowa-Synode einerseits bekennen: „Die verneinende Beantwortung dieser Frage“ (ob ein Tag von sieben von Gott geboten sei) „ist allerdings nach unserer Erkenntniß eine richtige Consequenz aus der Sonntagslehre im Bekenntniß“, also die rechte, göttliche Lehre, andererseits wieder behaupten, diese Lehre sei nicht verbindlich, sondern in der lutherischen Kirche als offene Frage zu behandeln. Hier haben wir wieder klar und deutlich die iowaische, von ihnen oft abgeleugnete Lehre, daß eine göttliche Wahrheit erst dann verbindlich sei, wenn sie im Bekenntniß *expressis verbis* zur Aussage kommt und darin beabsichtigt wird. Mit dem Zusatz zu Thesis III b ist daher auch im Grunde alles wieder in Zweifel gestellt, was in Thesis IV so schön über die „offenen Fragen“ gesagt ist. Wie konnten die Vertreter der Iowa-Synode Thesis IV a zustimmen: „Alle in Gottes Wort klar und deutlich geoffenbarten Lehren sind um der unbedingten Autorität des göttlichen Wortes willen endgültig entschieden und gewissensverbindend, mögen sie symbolisch fixirt sein oder nicht“, wenn sie unmittelbar vorher erklärt hatten, die Lehre vom Sonntag, daß die Christen auch nicht an einen Tag von sieben gebunden seien, sei zwar eine richtige Consequenz aus der symbolischen Sonntagslehre, aber doch nicht verbindend, weil sie nicht symbolisch fixirt sei. Unter „richtiger Consequenz“ verstehen die Vertreter der Iowa-Synode doch offenbar nicht eine verwerfliche, mit der Schrift in Widerspruch stehende Vernunftconsequenz, sondern eine in der richtigen Sonntagslehre enthaltene göttliche Wahrheit.

Die Vereinbarung über den Chiliasmus scheint uns wesentlich ein Sieg Iowa's zu sein. Wir stellen hier vorläufig nur eine Frage: Wollten die Colloquenten mit Thesis V c auch zugleich erklären, es stehe nicht im Widerspruch mit der Analogie des Glaubens, wenn Jemand behauptet, daß zwischen unserer Zeit und der Wiederkunft Christi zum Gericht noch mindestens 1000 Jahre liegen?

In Bezug auf die Lehre vom Antichrist hat Iowa vollständig gesiegt. Das lutherische Bekenntniß erklärt, daß das Pabstthum die 2 Thess. 2. geweissagte Person sei. Es sagt: „Dies Stück zeigt gewaltiglich, daß er (der Pabst) der rechte Endechrist oder Widerchrist sei, der sich über und wider Christum gesetzt und erhöht hat, weil er will die Christen nicht lassen selig sein ohne seine Gewalt, welche doch nichts ist, von Gott nicht geordnet noch geboten. Das heißt eigentlich über Gott und wider Gott sich setzen, wie St. Paulus sagt 2 Thess. 2. . . Darum so wenig wir den Teufel selbst für einen Herren oder Gott anbeten können, so wenig können wir auch seinen Apostel, den Pabst oder Endechrist, in seinem Regiment zum Haupt oder Herrn leiden. Denn Lügen und Mord, Leib und Seel zu verderben ewiglich, das ist sein päpstlich Regiment eigentlich“ (Müller S. 308 f.). Während hier das Bekenntniß erklärt, das Pabstthum, wie es in der Kirche sein schreckliches Werk treibe, sei die 2 Thess. 2. genannte Person, der „rechte Endechrist oder Widerchrist“, so wollen die Colloquenten von Michigan City es freigegeben wissen, daß die antichristliche „concrete Einzelpersönlichkeit“, also der „rechte Endechrist“ noch zukünftig sei. Hinter dieser „concreten“ „zukünftigen“ „Einzelpersönlichkeit“, die „das Vollmaß des eregetischen Verständnisses“ von 2 Thess. 2. bilden soll, ist Iowa immer her gewesen, und die Vertreter der Ohio-Synode haben jetzt Iowa die „Einzelpersönlichkeit“ concedirt.

In Thesis VI wenden sich die beiderseitigen Synodalvertreter gegen „Missouri“. Sie finden „in der missourischen Gnadenwahllehre“ eine „Auseinanderreißung des allgemeinen Gnadenwillens und des besonderen Erwählungsrathschlusses in zwei, außer-, neben- und nacheinander gefasste und darum contradictoriae voluntates“. Ueber diesen Fund von Ohio-Iowa haben wir uns ausführlich schon in dem vorigen Heft dieser Zeitschrift ausgesprochen, unter dem Titel: „Weshalb erheben die Synergisten gegen die Lutheraner die Beschuldigung, daß die letzteren contradictoriae voluntates in Gott setzten?“ Hier sei zur Sache nur so viel wiederholt: Ohio und Iowa haben ein Heftpflaster, womit sie den „allgemeinen Gnadenwillen“ und den „besonderen Erwählungsrathschluß“ ganz hübsch vor der menschlichen Vernunft an einander kleben. Dieses Heftpflaster ist das „menschliche Verhalten“, beziehungsweise die „Selbstentscheidung“. Werden nämlich die Seligwerdenden in Ansehung des menschlichen Verhaltens bekehrt und selig, so ist ganz klar, warum sie vor Andern bekehrt und selig werden. Gebraucht man hingegen dieses Heftpflaster nicht, sondern bleibt man bei der Lehre der Schrift, daß nichts im Menschen die Ursache oder Veranlassung der Bekehrung der Seligwerdenden ist, so kann man der menschlichen Vernunft nicht erklären, warum die Seligwerdenden vor den Andern bekehrt und selig werden, so scheinen der menschlichen Vernunft, wenn sie ihre thörichte Schließerei und Folgerei nicht läßt, der „allgemeine Gnadenwille“ und der „besondere Erwählungsrathschluß“ in contradictoriae

voluntates auseinander zu fallen. Daß es lutherische Theologie ist, sich bei den beiden Schriftwahrheiten zu beruhigen: 1. die Seligwerdenden werden aus Gnaden und in keiner Hinsicht durch ihr „menschliches Verhalten“ bekehrt und selig, 2. Die Verlorengehenden bleiben durch ihre Schuld und nicht durch einen Mangel der allgemeinen Gnade Gottes unbekehrt — wir sagen, daß dies lutherische Theologie sei, haben Ohio und Iowa bisher noch nicht lernen wollen. Daher die gegen uns erhobene Beschuldigung von den *contradictoriae voluntates*! Wie Jemand in Bezug auf die deutschen Philosophen sagte, daß sie die Lücken im Weltensbau mit ihren Nachtmützen und Schlafrockseken verstopften, so verstopfen die Ohioer und Iowaer die für die menschliche Vernunft vorhandenen Lücken in der Theologie mit dem Lappen des „menschlichen Verhaltens“, alias „Selbstentscheidung“. Die ganze iowaisch-ohioische Theologie, insofern sie sich auf die Heilslehre bezieht, wird durch das „menschliche Verhalten“ zusammengehalten. Sobald dieser Lappen fehlt, sehen sie Lücken, sogar *contradictoriae voluntates*. Die Gnade wird ihnen ungewiß, das ganze Gebäude ihrer Seligkeit geräth ihnen in's Wanken, wenn die Seligkeit nicht „in gewisser Hinsicht“, das heißt, ausschlaggebend auf dem Lappen des menschlichen Verhaltens ruht. Deshalb erklärt Prof. Stelhorn auch jeden für einen „Wolf und Teufelsapostel“, der ihm dieses solide Fundament des Heils — das „menschliche Verhalten“ — antastet. Er schreibt nämlich: „Wir halten es für unchristlich und heidnisch, wenn man sagt, daß die wirkliche Erlangung der von Gott für alle Menschen vollkommen bereiteten und ernstlich bestimmten Seligkeit in keiner Hinsicht allein von Gott abhängig sei. Ein Pastor, der einer solchen gottlosen Lehre gemäß predigt und Seelsorge treibt, ist ein Wolf und Teufelsapostel, der, so viel an ihm ist, die ihm befohlenen Seelen nur in Sicherheit und ewiges Verderben führen kann.“¹⁾

Ueber Thesis VI b müssen wir eine nähere Erklärung der Colloquenten abwarten. Offenbar liegt hier ein Trug vor. Die Colloquenten erklären hier in Bezug auf die Bekehrung, „daß dieselbe als die Setzung eines neuen, geistlichen Lebens weder zur Hälfte, noch zum vierten, noch zum tausendsten Theil auf des Menschen Mitwirkung, Selbstbestimmung oder gutem Verhalten stehe, oder davon abhängig sei in dem Sinne, daß sie dadurch bewirkt werde, sondern in solidum ein Werk des Heiligen Geistes sei“. Nach dem Wortlaut dieser Auslassung könnte man auf den Gedanken kommen, als ob die Colloquenten das „menschliche Verhalten“ oder „die Selbstentscheidung“ als den ausschlaggebenden Bekehrungsfactor aufgegeben hätten. Aber wenn diese Annahme richtig wäre, so müßte Thesis VI a ungefähr so lauten: „Wir, die vorbenannten Vertreter der Synoden von

1) Kirchenzeitung 1885 S. 76.

Iowa und Ohio, bekennen hiermit, daß wir bisher genarrt haben, wenn wir die ‚Missourier‘ der Auseinanderreißung des allgemeinen Gnadenwillens und des besonderen Erwählungsrathschlusses in *contradictoriae voluntates* beschuldigt haben.“ Denn gibt Ohio-Iowa wirklich den Satz auf, daß die Bekehrung und Seligkeit auch von dem menschlichen Verhalten abhängt, so ist es in derselben Lage, wie Missouri; so kann es vor der menschlichen Vernunft auch nicht erklären, warum die Einen vor den Andern bekehrt werden, und gegen Ohio-Iowa könnte von dem Standpunkt der menschlichen Vernunft aus alsbald die Beschuldigung erhoben werden, daß es *contradictoriae voluntates* in Gott setze. Weil aber die Colloquenten ihrerseits noch diese Beschuldigung gegen Missouri aufrechterhalten, so können sie unmöglich in Thesis VI b das menschliche Verhalten als ausschlaggebenden Bekehrungsfactor desavouiren wollen. Dieser Annahme steht zum Andern entgegen, daß sie ihre früheren Aussagen, in welchen sie die Setzung des menschlichen Verhaltens zum Zustandekommen der Bekehrung so bestimmt fordern, mit keinem Wort widerufen. Wir müssen also wohl annehmen, daß die früheren Erklärungen in Geltung bleiben sollen. Wie sind nun die früheren Erklärungen mit den jetzigen zu harmonisiren? Wir stellen die Erklärungen neben einander. Früher sagte Ohio — wir haben die Stelle vorhin in extenso ausgeführt —, es sei „unchristlich und heidnisch“, die Lehre eines „Wolfs und Teufelsapostels“, wenn man sage, daß die Seligkeit in keiner Hinsicht vom menschlichen Verhalten, sondern in jeder Hinsicht allein von Gott abhängig sei. Nun sagen die Colloquenten, daß die Bekehrung „weder zur Hälfte, noch zum vierten, noch zum tausendsten Theil auf des Menschen Mitwirkung, Selbstbestimmung oder gutem Verhalten stehe, oder davon abhängig sei“. Wenn irgend etwas in der Welt, so klingt das wie Ja und Nein! Ferner: Früher erklärte Ohio, „daß in gewisser Hinsicht Bekehrung und Seligkeit auch vom Menschen und nicht allein von Gott abhängig ist“, ferner: „Wenn nun der Menschen Bekehrung in keinem Sinne auch noch von etwas anderem abhinge, als von der Gnade . . ., so würden ja alle bekehrt und selig.“ Jetzt erscheinen in der Vereinbarung die Worte, daß die Bekehrung „in solidum ein Werk des Heiligen Geistes sei“. Das klingt wiederum wie Ja und Nein! Wir zweifeln aber nicht daran, daß die Colloquenten das Einst und Jetzt bei sich in Einklang gebracht haben, da sie nichts vom Widerruf haben verlauten lassen und ihre Stellung gegen uns eine unverändert feindselige ist. Wir sehen gar wohl die Worte in Thesis VI b, hinter welchen sich — wenn wir uns die Weise der alten und neuen Synergisten vergegenwärtigen — der Synergismus verbergen läßt. Es sind dies einmal die Worte „die Setzung eines neuen, geistlichen Lebens“, durch welche die „Bekehrung“ näher bestimmt sein soll, und die Worte „in dem Sinne, daß sie dadurch bewirkt werde“, wodurch das Nichtabhängen der Bekehrung vom „guten Verhalten“ eingeschränkt werden soll.

Angeblliche Widersprüche in der Bibel.

(Schluß.)

Wir haben erkannt, daß die verschiedenen Berichte der Evangelisten über den Gang der galiläischen Frauen zum Grabe und die Engelererscheinung am Grabe sich gar wohl vereinigen lassen, ohne daß sich irgend welcher Widerspruch ergibt. Wie verhält es sich nun aber mit dem, was wir in den vier Evangelien von der Erscheinung des Auferstandenen am Ostermorgen lesen? Ist es wirklich an dem, wie Dieckhoff vorgibt, daß nach Matthäus der Auferstandene sämmtlichen Frauen erschienen ist, dagegen nach Marcus und Johannes nur Maria Magdalena und nach Lucas keine der Frauen den HErrn gesehen hat?

Wir vergleichen zunächst Matthäus mit Johannes, resp. Marcus. Es ist außer Zweifel und wird fast allgemein zugegeben, daß die hohe Offenbarung, von welcher Johannes 20, 14. ff. erzählt, der Maria Magdalena allein zu Theil wurde. Maria Magdalena war nach Rückkehr der andern Frauen und der zwei Jünger am Grabe zurückgeblieben, und dort nahte sich ihr der Auferstandene, gab sich ihr durch den Zuruf „Maria!“ zu erkennen und sagte ihr von dem neuen Stand und Wesen, in das er mit seiner Auferstehung eingetreten war, daß er jetzt nicht mehr, wie vordem, als Erdenbürger auf Erden wandle, sondern Gott lebe und im Begriff stehe, zu seinem Gott und Vater aufzufahren. Damit stimmt, was Marcus 16, 9. bemerkt: „Jesus aber, da er auferstanden war, frühe am ersten Tage der Sabbath, erschien er am ersten der Maria Magdalena, von welcher er sieben Teufel ausgetrieben hatte.“ Maria Magdalena hatte besondere Gnade erfahren, der HErr hatte sie von der Gewalt der Dämonen befreit, und so wurde sie auch von dem Auferstandenen einer besonderen Erscheinung und Offenbarung gewürdigt. Es bleibt höchstens fraglich, ob sich nicht etwa das Joh. 20, 11—13. berichtete Engelgesicht mit der Luc. 28, 4—7. referirten Engelererscheinung deckt, wie etliche Ausleger annehmen. Es wäre nicht schlechterdings undenkbar, daß Maria Magdalena mit den andern Frauen zusammen die Engelbotschaft von der Auferstehung des HErrn vernommen hätte, ehe sie von dem Auferstandenen selbst überzeugt wurde, daß Er lebe. Indeß der Gang der zwei Jünger zum Grabe, wie ihn Johannes erzählt, läßt sich dann schwer, wie schon früher bemerkt ist, in den Lauf der Ereignisse einfügen. Und nach Johannes frugen die zwei Engel Maria nur nach der Ursache ihres Leides: „Weib, was weinest du?“ und Maria wandte sich alsbald, nachdem sie die Frage der Engel beantwortet hatte, von der Grabeshöhle ab und siehet dann Jesum vor sich stehen. Die Erzählung des Johannes macht ganz den Eindruck, daß die Erscheinung der zwei Engel im Grabe und deren kurze Rede ein Theil, Anfang und Einleitung der besonderen Offenbarung war, welche Gott gerade der Maria Magdalena zugebracht hatte. Und so urtheilen wir mit Luther, dem auch

Salov folgt: „Da die andern Weiber und die Jünger vom Grabe wieder heim gegangen waren, ist Maria Magdalena allein beim Grabe geblieben und die Engel zum andern Mal erschienen.“ (St. Louiser Ausg. XII, S. 1372.)

Wie verhält sich dieser Bericht von den besondern Erlebnissen der Maria Magdalena am offenen Grabe zu dem, was wir bei Matthäus 28, 8—10. lesen: „Und da sie (die Weiber) gingen, seinen Jüngern zu verkündigen, siehe, da begegnete ihnen Jesus, und sprach: Seid gegrüßet! Und sie traten zu ihm, und griffen an seine Füße, und fielen vor ihm nieder. Da sprach Jesus zu ihnen: Fürchtet euch nicht; gehet hin, und verkündigt es meinen Brüdern, daß sie gehen in Galiläa, daselbst werden sie mich sehen“?

Unter den Neueren vertreten insonderheit Ebrard und Keil die Ansicht, die schon von älteren Exegeten aufgebracht ist, daß die hier bei Matthäus erwähnte Erscheinung des Herrn identisch sei mit der Joh. 20, 11. ff. und Marc. 16, 9. berichteten. Thatsächlich sei der Auferstandene nur der Maria Magdalena am Grabe erschienen. Die andern Frauen seien vom Grabe wieder heimgegangen, ohne den Herrn gesehen zu haben. Und Matthäus habe nach seiner Weise diese verschiedenen Vorgänge, die Rückkehr der Frauen und das, was Maria Magdalena insonderheit erlebte, in ein kurzes Summarium zusammengefaßt. Ebrard bemerkt in seiner „Wissenschaftlichen Kritik der evangelischen Geschichte“, S. 575: „Wie Matthäus die Frauen in Bausch und Bogen vom Engel angeredet werden läßt, wo Magdalena nicht dabei war, so sagt er (B. 9.), ihnen erschien Christus; sie umfaßten seine Kniee, sie erzählten alles, wo Maria Jakobi, Salome und Johanna nicht dabei waren. Ihm waren nur jene Worte, ihm nur das Factum der Auferstehung selbst wichtig, nicht aber die Art, wie es zu aller einzelnen Personen Kenntniß kam.“ Derartige summarische, zusammenfassende Berichterstattung rechtfertigt Ebrard dann weiterhin, S. 576, mit folgenden Worten: „Ob ein solches Zusammenfassen denkbar? Noch täglich kommt es vor, und kommt gerade dann vor, wenn man unbefangenen Personen gegenüber unbefangen erzählt. Gesezt den Fall, ein Mann, Cajus, läge im Sterben. Ich, sein Freund, käme so eben von einer Reise zurück. Vor dem Thore kommt mir Lucius entgegen, und sagt: Denke, dein Freund Cajus liegt in den lezten Zügen. Ich gehe weiter, da begegnen mir zwei andere Freunde, Petrus und Clemens, und sagen: Er hat vollendet. Noch später kommt mir ein vierter, Theobald, entgegen, fällt mir weinend um den Hals, und gibt mir einen Siegelring, den Cajus im Sterben noch für mich bestimmt habe. Darauf gehe ich in das Trauerhaus, wo nun vollends im Kreise der Familie erst herzerschütternde Scenen stattfinden. Wenn ich nun dies alles einem Bekannten schreibe, und es mich vor allem drängt, die Scenen im Hause selbst zu schildern, sollte ich da das Frühere nicht kurz so erzählen können: Als ich in die Stadt eintrat, kamen mir meine Freunde Lucius, Petrus, Clemens und Theobald entgegen, umarmten mich weinend, meldeten mir den Tod des Cajus, und übergaben mir den Siegelring, den sein leztes

Wort mir bestimmt hatte — ? Dem Leser des Briefs kommt ja nichts darauf an, zu wissen, ob die Freunde zusammen oder nach einander mir begegneten, wer zuerst, wer nachher, wer mich begrüßt, wer mich umarmt habe, an welcher Ecke dieser, an welcher jener zu mir gestoßen sei 2c. Ebenso wenig aber kam den Lesern der Synoptiker darauf an, ob die Frauen mit- oder nacheinander zum Grabe gingen, ob sie alle, ob nur eine den HErrn selbst sah; genug, daß sie wußten, der HErr war auferstanden.“ Was Ehrard hier schreibt, ist gegenüber der Art und Weise, wie Dieckhoff den evangelischen Text zu seciren und in nicht zusammengehörige Stücke zu zertheilen beliebt, wohl zu beherzigen. Der Heilige Geist hat sich in den heiligen Schriften allwege an die gemein menschliche Weise, zu reden, accommodirt, und in den Evangelien die heilige Geschichte ganz unbefangen unbefangenen Lesern in der Weise erzählt, wie sonst Historiker zu berichten pflegen, wie man sich sonst im gewöhnlichen Leben Geschichten erzählt. Solche Geschichtserzählung ist etwas Anderes, als etwa Anfertigung eines gerichtlichen Protokolls. Der Evangelist Matthäus war hier nicht, wie Ehrard anderwärts hervorhebt, Denunciant oder Protokollist. Er hat die Auferstehungsgeschichte nicht für einen Gerichtshof aufgesetzt, welcher peinlich inquirette, wie viel Frauen, und in welcher Ordnung sie an jenem Morgen zum Grabe gegangen und vom Grabe zurückgekehrt seien, wie viel Zeugen, die den Auferstandenen gesehen, man aufbringen könne 2c. Er hat der Christenheit, und gerade dem einfältigen Christenvolk den Gang der Frauen zum Grabe, und das, was die Frauen am Grabe gesehen und gehört, einfältig und unbefangen erzählt und dabei sonderlich hervorgekehrt, daß ein Bote vom Himmel die Auferstehung des HErrn als ein Evangelium vom Himmel den Frauen verkündigte, und weil ihm an diesem Hauptpunkt Alles gelegen war, kam es ihm nicht darauf an, zu constatiren, ob just eben so viele Frauen, keine weniger, die Engelbotschaft vernahmen, als ihrer aus den Thoren Jerusalems herausgegangen waren, und so konnte er gar wohl am Schluß dieser Erzählung ein Factum, auf welches er sich nicht näher einlassen wollte, nämlich die Erscheinung des Auferstandenen, die Maria Magdalena zu Theil geworden, kürzer berühren und mit seinem Bericht vom Grabesgang der galiläischen Frauen verschmelzen. Das apodictische Urtheil Dieckhoffs: „Nach Matthäus erschien dann den drei Weibern auf dem Rückwege der auferstandene HErr selbst“ beruht auf einer ganz ungeschichtlichen und darum unkritischen und unwissenschaftlichen Auffassung von Geschichtserzählung, ganz abgesehen davon, daß „die drei Weiber“ bei Matthäus einem Kritiker, der so streng auf protokollarische Genauigkeit hält, sehr übel anstehen.

Trotzdem, obgleich wir eine solche Zusammenfassung für möglich halten, will es uns natürlicher erscheinen, die Aussage Matth. 28, 8—10. dahin zu verstehen, daß der Auferstandene den vom Grabe heimkehrenden galiläischen Frauen begegnete, und dieses Factum für ein anderes anzusehen, als das Marc. 16, 9. und Joh. 20, 11. ff. berichtete. Denn die näheren Um-

stände dieser bei Matthäus erwähnten Erscheinung des HErrn sind doch ziemlich verschieden von dem, was Maria Magdalena erlebte. Maria Magdalena wollte den HErrn anrühren und umfassen, in der Meinung, der vorige Verkehr des Meisters mit seinen Jüngern und Jüngerinnen hebe jetzt wieder von Neuem an, darum wehrte ihr der HErr, ihn anzurühren, indem er bedeutete, daß jetzt ein Neues für ihn begonnen habe. Die vom Grabe heimkehrenden Frauen rührten wirklich die Füße des HErrn an, und der HErr wehrte es ihnen nicht; denn das war ein Zeichen der Huldigung und Anbetung. Eben diesen Frauen bekräftigte der HErr den Bescheid, den sie schon von den Engeln empfangen hatten, daß sie seine Jünger nach Galiläa bestellen sollten. Der Maria Magdalena gebot der HErr, seinen Jüngern zu melden, daß er nun auffahren werde zu seinem Gott und zu ihrem Gott, zu seinem Vater und zu ihrem Vater. Demnach statuiren wir mit Calov und den meisten älteren Auslegern eine doppelte Erscheinung des Auserstandenen am Ostermorgen, die eine, welche Maria Magdalena insonderheit am offenen Grabe, die andere, welche sämmtlichen andern Frauen auf dem Rückweg vom Grabe zu Theil wurde. Hatte somit Maria Magdalena an jenem frühen Morgen etwas Aehnliches erlebt, wie die andern Frauen, so lag es dem Evangelisten Matthäus um so näher, sie im Beginn seiner Erzählung mit den andern Frauen zusammenzufassen.

Es erhebt sich aber jetzt die Frage, ob diese Auffassung von Matth. 28, 8—10. zu dem Bericht des Marcus und des Lucas stimmt. Marcus gedenkt 16, 9. nur der besonderen Offenbarung, welcher Maria Magdalena gewürdigt wurde, und bemerkt dabei, daß Jesus, nachdem er auferstanden, „zuerst“ (πρῶτον) der Magdalena erschien, und fährt dann B. 12. fort: „Darnach (Μετά δὲ ταῦτα), da zween aus ihnen wandelten, offenbarte er sich unter einer andern Gestalt, da sie auf's Feld gingen.“ Es wäre aber nun ein voreiliger Schluß, wollte man hieraus folgern, daß nach Marcus der Auserstandene den andern Frauen nicht erschienen sei. Marcus macht überhaupt drei besonders hervorstechende Erscheinungen des Auserstandenen namhaft, an erster Stelle, B. 9., diejenige, welche Maria Magdalena, an zweiter Stelle, B. 12., die, welche den zwei Jüngern, die nach Emmaus gingen, an dritter Stelle (Ἰσχυρον B. 14.) die, welche den versammelten Elfen zu Theil wurde. Er hebt dabei hervor, daß die Jünger den Aussagen der Maria Magdalena und der Zween, die von Emmaus zurückgekehrt waren, nicht glaubten und erst durch die dritte Offenbarung im versammelten Jüngerkreis von der Auferstehung des HErrn überzeugt wurden. Offenbar ist es aber nicht die Meinung des Evangelisten, daß der Auserstandene sich überhaupt nur zu dreien Malen, nicht öfter, den Seinen lebendig gezeigt habe. Er schließt die sonst noch in der Schrift erwähnten Erscheinungen des HErrn nicht aus, indem er sie verschweigt. Es ist undenkbar, daß Marcus 3. B. von der mehrmaligen Offenbarung des HErrn im Jüngerkreis, erst in Jerusalem, dann in Galiläa, nichts gewußt haben oder nur die von

ihm berichteten Offenbarungen für glaubwürdig, die andern für unglaubwürdig gehalten haben sollte. Nein, „es kam ihm“, um mit Keil zu reden, „ebensowenig wie den andern Evangelisten darauf an, sämtliche Erscheinungen des Auferstandenen aufzuzählen“. Es kam ihm sonderlich darauf an, nachdem er die zwei ersten Erscheinungen nur kurz berührt, die dritte recht bemerklich zu machen, durch welche die Apostel zum festen Glauben an seine Auferstehung gelangten und welche das wichtige Testament des HErrn „Gehet hin in alle Welt“ 2c., Marc. 16, 15. ff., in sich schloß. So wenig also, was die Erscheinungen des Ostertages selbst anlangt, durch das Schweigen des Marcus, oder durch die Numerirung der drei von ihm berichteten Offenbarungen die Erscheinung des HErrn, welche dem Simon Petrus nach Luc. 24, 34. zu Theil wurde, ausgeschlossen ist, so wenig ist mit diesem Schweigen und mit jener Numerirung negirt, daß der Auferstandene den vom Grabe heimkehrenden galiläischen Frauen begegnete.

Und wie steht es bei Lucas? Dieckhoff behauptet kategorisch, daß nach Lucas die Weiber zu den Jüngern zurückkehrten, „ohne den HErrn selbst gesehen zu haben“, daß also Lucas verneine, daß die galiläischen Frauen den HErrn gesehen haben. Er schließt da wieder in seiner Weise aus der Nicht-Erwähnung auf das Nicht-Gesehensein. Soll dieser Schluß gelten, so wird die ganze heilige Geschichte und überhaupt alle Geschichtsschreibung auf den Kopf gestellt. Lucas berichtet eben nur nicht und will nicht berichten, was die andern Evangelisten berichtet haben, daß die Frauen, die am Ostermorgen zum Grabe gingen, auch den Auferstandenen selbst zu sehen bekommen haben. Bei allen drei Synoptikern liegt in der Geschichte von dem Gang der Frauen zum Grabe der Nachdruck auf dem Umstand, daß diese das Grab offen und leer fanden, und auf der Engelbotschaft von der Auferstehung des HErrn. Dies Doppelte war Beweis genug dafür, daß der HErr wahrhaftig auferstanden war. Darum berührt Marcus die Erscheinung des HErrn, die Maria Magdalena hatte, nur ganz kurz. Und auch Matthäus stellt die Begegnung des HErrn mit den heimkehrenden Frauen nicht in den Vordergrund. Der Auferstandene wiederholte ja ihm zufolge auch nur den Auftrag, den die Frauen schon von den Engeln empfangen hatten. Lucas jedoch betont am stärksten, daß die Auferstehung Christi, in welche das Leben, Leiden und Sterben Christi auslief, ebenso, wie die Geburt des HErrn, den Kindern der Menschen durch Boten vom Himmel verkündigt worden ist. Er macht noch darauf aufmerksam, daß die Engel die Frauen erinnerten, daß des Menschen Sohn, wie er selbst zuvorgesagt, nach der Schrift leiden, sterben, auferstehen mußte, und daß die Frauen jener früheren Worte des HErrn gedachten. Das offene Grab, die Engelverkündigung stimmten zur Lehre des HErrn, zu den Schriften der Propheten. So war der HErr gewißlich auferstanden. Luc. 24, 6—8. Denselben Gedanken lehrt der Evangelist später in der Geschichte von den Zweien, die nach Emmaus gingen, sowie in der Geschichte von der Offenbarung des HErrn im

Jüngerkreis hervor, wo er berichtet, daß der Auferstandene selbst seinen Jüngern einschärfte, daß er nach der Schrift durch Leiden zu seiner Herrlichkeit eingehen mußte. Luc. 24, 26. 27. 44—48. Bei solchem Gedankengang kam es ihm nicht darauf an, zu constatiren, daß die Frauen auch durch Augenschein sich von der Auferstehung des HErrn überzeugten. Dieses Factum war schon durch die Rede der Engel im Zusammenhalt mit den Worten Christi und der Propheten ihnen gewiß geworden. Aber, wie gesagt, Lucas stellt damit, daß er davon schweigt, keineswegs in Abrede, daß die Frauen auch den HErrn selbst gesehen haben. Wie er sich etwa ausdrückt, wenn er den Gedanken an eine Erscheinung des HErrn gänzlich abweisen will, ersieht man aus Luc. 24, 22—24. Hiernach berichten die Zween, die mit dem unbekannten Begleiter nach Emmaus gingen, daß die Frauen am Morgen das Grab leer gefunden und ein Gesicht der Engel gesehen hätten, „welche sagen, er lebe“. Sie fügen hinzu, daß Etliche aus dem Jüngerkreis auch am Grabe gewesen wären und es also gefunden hätten, wie die Weiber sagten; „aber ihn fanden sie nicht“. Die Genannten haben weder den Leichnam des HErrn gefunden, noch den Jesus gefunden und gesehen, von dem die Engel sagten, er lebe. Und in der That haben ja auch Petrus und Johannes bei ihrem Gang zum Grabe den Auferstandenen nicht gesehen. Eine solche Bemerkung, wie die: „aber ihn fanden sie nicht“, fehlt an den zwei Stellen, wo Lucas des Ganges der Frauen zum Grabe gedenkt. 24, 1—8. 22. 23. Wo von den Frauen die Rede ist, wird das Finden und Sehen des HErrn nicht gleichermaßen ausgeschlossen, wie da, wo von dem Besuch der zwei Jünger am Grabe gesagt wird. Wie? Erkennen wir in diesem Umstand, daß ein scheinbar so unbedeutender Zusatz, wie der: „aber ihn fanden sie nicht“ an dem einen Ort steht, an dem andern Ort fehlt, nicht den Finger des Heiligen Geistes, welcher alle Unebenheiten und Ungenauigkeiten von der heiligen Geschichtsschreibung fern gehalten und Alles vermieden hat, was falsche Vorstellungen hervorrufen könnte? Ja wohl, Lucas gewährt uns sowohl mit dem, was er sagt, als auch mit dem, was er nicht sagt, freien Raum, die Erscheinungen des HErrn, welche den Frauen nach dem Zeugniß der andern Evangelisten am Ostermorgen zu Theil wurden, in den Gang der Ereignisse einzuordnen.

Das aus dem Vergleich der vier Evangelien gewonnene Facit wird durch die Bemerkungen der verschiedenen Evangelisten über die Kunde, welche die Frauen den Jüngern in Jerusalem überbrachten, nicht im mindesten alterirt. Daß die Worte des Marcus 16, 8.: „und sagten Niemand Nichts, denn sie fürchteten sich“, welche z. B. Lessing zu Gunsten seiner „Widersprüche“ so stark ausbeutet, dem widersprechen, was andere Evangelisten von den Aussagen der Frauen vor den Jüngern berichten, wagt selbst Dieckhoff nicht zu behaupten. Marcus schließt seine Erzählung von dem Gange der Frauen zum Grabe mit der Beschreibung des Eindrucks ab, den die Engelbotschaft auf sie gemacht hatte. Sie waren dadurch in Schrecken,

Furcht und Entsetzen gerathen, und der Schrecken machte sie stumm. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß sie, nachdem sie nach Jerusalem zurückgekehrt waren und sich von ihrem Schrecken erholt hatten, den Auftrag des Engels an die Jünger ausrichteten, von dem auch Marcus 16, 7. sagt. Marcus bricht die Geschichte da ab, wo die Frauen vom Grabe flohen, und berichtet überhaupt nichts von ihrer Wiederankunft in Jerusalem und von dem, was dann in Jerusalem weiter geschah. Lucas führt diese Geschichte weiter fort und meldet von der Rückkehr der Frauen nach Jerusalem, und daß sie dort das alles, nämlich was sie am Grabe gesehen und gehört, den Elfen und den Andern allen verkündigten. 24, 9. Dieckhoff nimmt auch hier wieder den Mund zu voll, indem er bemerkt, „daß die beiden Jünger, die nach Emmaus gingen, von den Weibern nur gehört hatten, daß sie das Grab leer gefunden und eine Engelererscheinung gehabt hätten“. Das Wörtlein „nur“ findet sich weder Luc. 24, 9. noch 24, 22. 23. und ist auch an keiner dieser beiden Stellen eine solche Restriction irgendwie indicirt. Wir haben es freilich nicht nöthig, in das *ταῦτα πάντα*, „dies alles“, B. 9., alles Mögliche, wovon Lucas vorher nichts gesagt hat, einzupacken und auch die Erscheinungen des Auferstandenen, welche den Frauen zu Theil geworden waren, einzuschließen. Das *ταῦτα πάντα* bezieht sich auf alles das zurück, was Lucas vorher erzählt hat. Das verkündigten die Frauen den Aposteln. Aber es ist nicht ausgeschlossen und verneint, daß sie auch noch von andern Dingen sagten, wie von ihrer Begegnung mit dem Auferstandenen. Das Schweigen ist auch hier nicht identisch mit Verneinung. Die Frauen werden nach ihrer Rückkehr zu ihren Mitgläubigen in Jerusalem etwa also geredet haben: Wir haben das Grab leer gefunden. Wir haben Engel gesehen, welche sagten, daß Iesus lebe. Der Herr lebt, er ist auferstanden. Ja, das wird der Refrain ihrer Rede gewesen sein: Freuet euch! Der Herr ist wahrhaftig auferstanden. Dieses Factum war durch die genannten Data genugsam erwiesen. Und so begnügt sich Lucas, auf eben diese Data, das leere Grab und die Engelverkündigung zurückzuweisen, und es kommt ihm auch hier, wo er die Verkündigung der Osterbotschaft durch die Frauen referirt, nicht darauf an, Alles, was sie auf dem Weg zum Grabe oder vom Grabe zurück gesehen und gehört, namhaft zu machen. Sein Referat bleibt intact, auch wenn die Frauen den Aposteln schließlich noch verkündigten: Und da wir vom Grabe weggingen, haben wir Iesum, den Lebendigen, selbst gesehen und so und so hat er zu uns gesagt. Wenn Lucas 24, 10. auch Maria Magdalena unter den Frauen nennt, die solches den Aposteln sagten, so stimmt auch diese Notiz gar wohl zu dem, was wir sonst wissen. Maria Magdalena war ja auch nach Johannes gewahr geworden, daß der Stein vom Grabe hinweg war, daß das Grab leer war, und das hat sie dann auch an ihrem Theil mit bezeugt. Lucas behauptet nicht, daß die genannten Frauen gleichzeitig vom Grabe zurückkehrten, und daß sie alle insgesammt, keine ausgenommen, Alles, was vorher berichtet

war, allen Aposteln verkündigten. Seine Rede ist viel allgemeiner gehalten. Die Aussage: „Es war aber Maria Magdalena und Johanna und Maria Jakobi, und die übrigen mit ihnen, die solches den Aposteln sagten“ bleibt als summarische Zusammenfassung auch dann in ihrer Geltung, wenn Maria Magdalena früher, als die andern Frauen, vom Grabe zurückkehrte und zunächst nur den zwei Aposteln, Petrus und Johannes, davon Mittheilung machte, daß sie das Grab leer gefunden habe. Was wir Luc. 24, 12. und 24. lesen, beweist, daß auch Lucas die Geschichte von dem Grabesgang der zwei Jünger, welcher durch die Botschaft der Maria Magdalena veranlaßt war, gar wohl kennt. Er will hiervon nur nicht ausführlicher berichten. So läßt der Text bei Lucas auch hier die Möglichkeit offen, den Thatbestand durch die Mittheilungen der andern Evangelisten zu ergänzen, und die Sache uns so vorzustellen, daß die galiläischen Frauen, da sie den Jüngern in Jerusalem die frohe Kunde von der Auferstehung des HErrn hinterbrachten, auch ihre Begegnung mit dem Auferstandenen nicht verschwiegen, und daß Maria Magdalena, nachdem sie von ihrem zweiten Gang zum Grabe zurückgekehrt war, insonderheit berichtete, daß auch sie den HErrn gesehen und was er zu ihr gesagt habe. Marc. 16, 10. 11. Joh. 20, 18.

Wir stellen zum Schluß die Resultate unserer Untersuchung zusammen in Gestalt einer kurzen Harmonie der verschiedenen evangelischen Berichte über die Ereignisse des Ostermorgens. Wir geben von vornherein zu, daß hier und da auch wohl noch eine andere Combination denkbar wäre. Die evangelische Geschichte liegt uns eben in vier Evangelien vor. Es hat dem Heiligen Geist nicht gefallen, uns eine Evangelienharmonie in die Hand zu geben. Der Text der evangelischen Geschichte gibt uns nicht immer sichern Anhalt, deutlich zu erkennen und bestimmt festzustellen, wie die einzelnen Begebenheiten, welche dieser oder jener Evangelist besonders erzählt, sich an andere Dinge anschließen, die ein anderer Evangelist mittheilt, welches die Zeitfolge der einzelnen Geschichten und der verschiedenen Bestandtheile einer Geschichte war. Es sind auch nicht immer sämmtliche Nebenumstände berichtet. Und so bleibt es vielfach den Auslegern überlassen, die einzelnen, verschiedenen Data so oder so zusammenzuordnen. Wo der Text der Schrift schweigt, können wir nicht mit absoluter Sicherheit erklären, daß die Sache so und so gewesen sei, daß zuerst dies, darauf jenes geschehen sei, und nicht umgekehrt. Den alten und neueren Kritikern gegenüber, welche gerade aus der Zusammenstellung der vier evangelischen Berichte ihre „Widersprüche“ erschließen, genügt es, nachzuweisen, daß gar wohl die Möglichkeit vorhanden sei, alle einzelnen, verschiedenen Züge einer Handlung, welche von den verschiedenen Evangelisten aufgezeichnet sind, in ein harmonisches, widerspruchloses Ganzes zu vereinigen. Wenn nur eine solche Möglichkeit dargethan ist, so ist damit die gäng und gäbe Rede von Widersprüchen, Unrichtigkeiten, Ungenauigkeiten entkräftet. Und nach dem Obigen erscheint

uns nun folgende Vorstellung von dem Verlauf der Dinge am Ostermorgen, welcher keine einzige Aussage irgend eines Evangelisten entgegensteht, die natürlichste zu sein.

Am ersten der Sabbather in aller Frühe gingen die galiläischen Frauen, die Jesu während seiner Erdenwanderung dienten, unter ihnen Maria Magdalena, Maria Jakobi, Salome und Johanna, aus der Stadt hinaus, das Grab des Herrn zu besuchen und seinen Leichnam zu salben. Als sie in die Nähe des Grabes kamen, wurden sie inne, daß der Stein abgewälzt war, und erkannten auch bald, daß das Grab leer war. Maria Magdalena kehrte, als sie dies gewahr geworden war, alsbald wieder um, eilte in die Stadt zurück und verkündigte es den zwei Jüngern Petrus und Johannes. Die andern Frauen sahen sich das Grab genauer an und erblickten Männer in weißen Kleidern, und der eine Engel brachte ihnen die frohe Osterbotschaft, Jesus, der Gekreuzigte, den sie suchten, sei auferstanden von den Todten, wie er selbst vorherverkündigt habe, und gebot ihnen, das seinen Jüngern zu melden und dieselben nach Galiläa zu bescheiden. Das Engels Gesicht und die Engelbotschaft machte einen solchen Eindruck auf die Frauen, daß sie mit Zittern und Entsetzen vom Grabe wegslohen, auch aus Furcht Niemandem etwas sagten. Ehe sie wieder in die Stadt kamen, begegnete ihnen der Auferstandene, und sie erkannten ihn und beteten ihn an, und er bestätigte ihnen den Auftrag der Engel. Im Kreis der Jünger erzählten dann die Frauen, was sie für wunderbare Dinge gesehen und gehört hatten. Inzwischen waren Petrus und Johannes ausgebrochen und zum Grabe gegangen, Maria Magdalena mit ihnen oder hinter ihnen drein. Nachdem sie das leere Grab und die Linnen darin gesehen, kehrten sie wieder heim. Maria Magdalena aber blieb noch länger beim Grabe stehen und erblickte ebenfalls Engel im Grabe, denen sie ihr Leid klagte, daß sie ihren Herrn weggenommen hätten. Als sie sich dann umwandte, sah sie Jesum vor sich stehen, hielt ihn erst für den Gärtner und erkannte ihn dann an seiner Stimme. Der Auferstandene wehrte ihr, ihn anzurühren, weil er noch nicht aufgefahren sei und trug ihr auf, seinen Jüngern mitzuthellen, daß er jetzt auffahren werde zu seinem Gott und zu ihrem Gott, zu seinem Vater und zu ihrem Vater. Das that Maria sofort, ging wieder in die Stadt, und verkündigte den Jüngern, daß sie den Herrn gesehen und was er zu ihr gesagt habe.

G. St.

Die Anfänge des Papstthums.

(Fortsetzung.)

Auf Stephanus folgte im August 257 Xystus oder Sixtus II. Derselbe starb schon nach einjähriger Amtszeit, am 6. August 258, in der Valerianischen Verfolgung den Märtyrertod. Unter seinem Nachfolger Dio-

nysius wurden, besonders durch das Edict des Kaisers Gallienus, durch welches zum erstenmal das Christenthum unter die im römischen Reiche geduldeten Religionen geschrieben wurde, die Dinge äußerlich wieder ruhiger. Innerlich aber wurde in dieser Zeit die Kirche wieder durch Irrlehrer beunruhigt, welche die Gottheit des Sohnes Gottes leugneten. Unter den Bekämpfern dieser Unitarier that sich besonders der Bischof Dionysius von Alexandrien hervor, und zwar in einer Weise, daß er selber dabei einer Abirrung von der Wahrheit verdächtig wurde, indem er, um den Unterschied zwischen Vater und Sohn den Sabellianern gegenüber hervorzuheben, den Sohn Gottes ein *ποίημα* des Vaters nannte.¹⁾ Damit stieß er natürlich auf Widerspruch; auch in seinem eigenen Sprengel fand man seine Sätze anstößig, und es erschien eine Deputation aus Egypten bei Dionysius in Rom, um die Sache, welche man gegen den Bischof der zweiten Großstadt des römischen Reiches hatte, einem andern, noch angeseheneren Bischof, dem auch wegen seiner Gelehrsamkeit zur Besichtigung dieser Frage vor andern als befähigt erachteten Bischof der Hauptstadt, vorzulegen. Eine kirchliche Oberhoheit des römischen Dionysius über den alexandrinischen oder gar ein unfehlbares Lehramt des Ersteren war damit eben so wenig anerkannt, wie heute z. B. eine theologische Facultät als kirchenrechtlich übergeordnet oder als theologisch unfehlbar anerkannt wird, wenn jemand sie auffordert, ein Gutachten über eine Lehrfrage abzugeben, über welche Streit entstanden ist. So hat denn auch Dionysius von Rom auf die ihm gegebene Veranlassung hin thatsächlich nichts gethan, als daß er eine gründliche und nicht ausschließlich oder auch nur vornehmlich gegen den Bischof von Alexandrien gerichtete Darlegung der Lehre von dem Verhältniß des Vaters zum Sohne ausgehen ließ, und das so wenig auf eine angemessene Unfehlbarkeit hin als eine Entscheidung *ex cathedra*, daß er vielmehr die Frage erst einer Synode vorlegte, die er in seinem Sprengel abhielt.

Als später der antitrinitarische Irrthum, wie ihn Paulus von Samosata vertrat, von den rechtgläubigen Lehrern verworfen und der stolze Samosatener, durch den Presbyter Malchion aus allen Schlupfwinkeln getrieben, von einer Synode zu Antiochia als Irrlehrer verurtheilt und abgesetzt worden war, erließ diese Synode ein Schreiben, nicht an den Rombischof als den Lehrer der ganzen Kirche, sondern die Versammelten schrieben: „Dem Dionysius und Maximus und allen unsern Mitarbeitern in aller Welt, den Bischöfen, Presbytern und Diaconen und der ganzen katholischen Kirche unter dem Himmel“ u. s. w.²⁾ Da machen sie zwar die beiden Bischöfe

1) Vgl. Eus. H. E. VII, 26. Athanas. de sent. Dion. § 4. § 26. Basil. M. Ep. IX, 2.

2) Euseb. H. E. VII, 30.: Διονυσίῳ καὶ Μαξίμῳ καὶ τοῖς κατὰ τὴν οἰκουμένην πᾶσι συλλειτουργοῖς ἡμῶν ἐπισκόποις καὶ πρεσβυτέροις καὶ διακόνους, καὶ πάσῃ τῇ ὑπὸ τὸν οὐρανὸν καθολικῇ ἐκκλησίᾳ κ. τ. λ.

der vornehmsten Städte des Reichs namhaft, stellen sie aber in die Reihe mit ihren übrigen „Mitarbeitern“, und ihr Schreiben hat nicht den Zweck, eine Genehmigung oder Bestätigung ihres Handelns einzuholen, sondern der ganzen Kirche anzuzeigen, was sie gethan haben und als abgemacht ansehen, daß sie nämlich Paulus abgesetzt und einen neuen Bischof, Domnus, an seine Stelle gesetzt haben, und diese Anzeige hat den Zweck, daß der Bischof von Rom und der Bischof von Alexandrien und die andern Mitarbeiter wüßten, wen sie als rechtmäßigen Bischof von Antiochia anzuerkennen hätten.¹⁾

Als Schützling der Königin Zenobia wagte es zwar Paulus von Samosata, der Entscheidung der Synode Trotz zu bieten und seinen Bischofsitz zu behaupten. Doch es kam die Zeit, von welcher der Dichter singt:

„Unser Kaiser Aurelianus hat die stolze Frau besiegt,
„Welche nun im stillen Tibur ihre Schmach in Träume wiegt“,

und nun wandten sich die Christen nicht an Felix, den Bischof von Rom, sondern an den heidnischen Kaiser Aurelian mit der Bitte, den Handel zum Abschluß zu bringen. Der Kaiser ging auch bereitwilligst auf die Sache ein und entschied, daß das Haus denjenigen einzuräumen sei, welchen die Bischöfe von Italien und der Stadt der Römer es zuerkennen würden.²⁾ Das war auch die Entscheidung, auf welche ein heidnisch-römischer Kaiser, der sich überhaupt auf diesen Streithandel einließ, ganz natürlich verfallen mußte; denn wo anders als in der Reichshauptstadt, von der in andern Angelegenheiten die abschließenden Urtheile einzuholen waren, sollte ein in Italien aufgewachsener heidnischer Kaiser die Nabe der Welt auch für die kirchlichen Handel suchen, als am goldenen Meilenstein, an dem die Straßen der Welt zusammenliefen und wo die Völker, deren Herrlichkeit seinen Triumphzug zieren sollte, hinfort in allen Sachen das letzte Wort zu hören sich gewöhnen sollten? Es gereicht sicherlich nicht zur Kräftigung der Ansprüche des angeblichen Nachfolgers Petri, daß der Erste, der, ohne selber römischer Bischof zu sein, dem Bischof der Römerstadt das entscheidende Wort in Sachen der Kirche des Orients wie des Occidents zuerkannte, ein mordbluttriefender Heide war, der unter den Meuchlerhänden des Verschwörers Mucapor und seiner Genossen verendete, ehe er eine geplante Christenverfolgung in Schwung setzen konnte.

Von den Thaten der Bischöfe Felix (269—274), Eutychianus (275—283), Gajus (283—296), Marcellinus (296—304), Marcellus (307—309) und Eusebius (309) wird nichts berichtet, das für unsern gegenwärtigen Gang durch die Geschichte von Bedeutung wäre. Und eben dies ist nicht ohne Bedeutung. Der Spruch Aurelians hat nicht zur

1) Euseb. l. c. ὅπως τοῦτω γράφητε καὶ παρὰ τοῦτον τὰ κοινωνικὰ δέχησθε γράμματα.

2) Euseb. a. a. O.

Folge gehabt, daß die Bischöfe von Rom nun als anerkannte Oberinstanz für die kirchlichen Angelegenheiten aller Provinzen fungirt hätten, und die wiederholten Sedisvacanzen, deren eine über zwei Jahre währte und während welcher nach römischer Auffassung die Kirche ohne sichtbares Haupt gewesen wäre, widersprechen der grundlosen Annahme, daß schon in den Tagen Diocletians oder Marcellins die Staatsregierung sich die Besetzung des römischen Bischofsstuhls hätte angelegen sein lassen.

Der erste römische Kaiser, der sich wieder mit den kirchlichen Zwistigkeiten der Christen befaßte, war Constantin. Während der diocletianischen Verfolgung sollten nämlich der africanische Bischof Mensurius und sein Diacon Cäcilian die Sünde der Verleugnung begangen haben, indem sie, dem Befehl, die heiligen Bücher auszuliefern, scheinbar gehorsamend, den unwissenden Behörden ketzerische Schriften verabfolgt hätten. Cäcilian, der nach des Mensurius Tode durch den derselben Sünde bezichtigten Bischof Felix von Aptunga zum Bischof geweiht worden war, wurde von der karthagischen Gegenpartei, mit der es auch die siebenzig numidischen Bischöfe hielten, nicht anerkannt, und seine Gegner wählten zuerst Majorin und nach dessen Tode Donatus zum Gegenbischof. Keine der beiden Parteien appellirte nach Rom; wohl aber wandten sich die Donatisten an den Kaiser Constantin mit der Bitte, in Gallien, wo er sich damals, im Jahre 313, aufhielt, aus den dortigen Bischöfen Schiedsrichter zu wählen, welche die Sache untersuchen sollten. Da der Kaiser die bürgerliche Ruhe durch diese Zwistigkeiten gefährdet sah, auch die Partei des Cäcilianus sich schon zuvor an ihn gewandt hatte, griff der Kaiser zu, ernannte drei gallische Bischöfe, Reticius von Autun, Maternus von Köln und Marinus von Arles nebst dem Bischof Miltiades von Rom (310—314) und den dortigen Kleriker Marcus zu Schiedsleuten, vor denen Cäcilian mit zehn seiner Ankläger und zehn seiner Parteigenossen erscheinen sollten; und zwar sollte die Untersuchung in Rom, in der Hauptstadt und inmitten der Gemeinde, mit welcher die karthagische Kirche von Alters her verkehrt hatte, stattfinden. In dem Schreiben, in welchem der Kaiser dem Bischof von Rom und Marcus seinen Auftrag ertheilt,¹⁾ deutet er mit keinem Worte an, daß eine solche Untersuchung zu den Gerechtsamen des römischen Bischofs gehöre und er, der Kaiser, Leute, die mit ihrem an ihn gerichteten Gesuch vor die unrechte Schmiede gekommen wären, dahin weise, wohin sie gehörten, an den Statthalter des Apostelfürsten. Es ist überhaupt nicht der Bischof von Rom, dem er die Sache in die Hände legt, sondern ein vom Kaiser zusammengesetztes Collegium, das er „nach seinem Gutdünken“²⁾ mit dieser Aufgabe betraut. Und so wenig wie einer der gallischen Bischöfe weigert sich Miltiades von Rom, des Kaisers Auftrag auszuführen. Im October 313 ging

1) Eus. H. E. X, 5.

2) Eus. a. a. O.: ἔδοξε μοι.

im Lateranpalast der Kaiserin Fausta in Gegenwart der vom Kaiser eingesetzten Commission und fünfzehn italischer Bischöfe die Untersuchung, zu der sich die einundzwanzig Africaner vorschriftsmäßig eingefunden hatten, vor sich; sie endigte in der Freisprechung Cäcilians, und die Acten der Untersuchung wurden dem Auftraggeber, Kaiser Constantin, zugestellt.

Ganz ähnlich handelte der Kaiser in dieser Angelegenheit weiter, als sich die Donatisten mit dem Resultat der ersten Untersuchung nicht zufrieden gaben und die Lage der Dinge in Africa immer schwieriger wurde. Weit entfernt davon, daß er die Entscheidung der ersten Commission als einen Richterspruch Roms, bei dem es sein Bemenden haben müsse, angesehen und behandelt hätte, trug der Kaiser dem Einwand der Donatisten, daß jenes Urtheil von nur wenigen Bischöfen und übereilt abgegeben worden sei, in der Weise Rechnung, daß er nun die Bischöfe der ihm unterstellten Provinzen zu einer General-Synode des ganzen Abendlandes einberief, und zwar nicht nach Rom, sondern nach Arles in Gallien. Nicht Silvester, der nach dem Tode des Miltiades 314 Bischof in Rom geworden war, ordnete diese Synode an. Auch nicht durch den römischen Bischof ließ der Kaiser die Aufforderung zur Betheiligung an die Bischöfe ergehen; sondern er selbst, der Kaiser, richtete an die einzelnen Bischöfe Einladungsschreiben,¹⁾ in welchen er ihnen „befahl“²⁾ sich auf den 1. August 314 in Arles einzufinden, und hier wurde unter dem Vorsitz des Bischofs dieser Stadt, Marinus, die Synode gehalten. Silvester von Rom war nicht erschienen, sondern hatte zwei Presbyter und zwei Diaconen entsandt und damit die Versammlung auch seinerseits anerkannt, obschon er nach späterer römischer Theorie und Praxis diese Synode, die ja über eine Sache, über die Rom schon hätte entschieden gehabt, urtheilen sollte, hätte ignoriren oder verdammen sollen. Die Bischöfe erledigten auch ohne den Römer ihre Geschäfte. Höflich und brüderlich und ehrerbietig zeigten sie dem abwesenden Bischof der angesehensten Gemeinde an, was sie beschlossen hatten, und baten ihn, der „größere Sprengel“, majores dioeceses, habe, diese Beschlüsse den Uebrigen, die wie er nicht zugegen waren, bekannt zu machen. Von einer Bestätigung der in seiner Abwesenheit gefaßten Synodalbeschlüsse seitens des römischen Bischofs wissen die Synodalen nichts.

Zehn Jahre waren seit jener Synode von Arles verflossen, als Kaiser Constantin, der inzwischen sein Scepter auch über das Morgenland gestreckt hatte, wieder mit Synodalgedanken beschäftigt war. Der arianische Streit war ausgebrochen. Des Kaisers Bemühungen, brieflich und durch seinen Abgesandten Hosius, Bischof von Cordova, die Beilegung des Streites, den er als ein Wortgezänk über Spitzfindigkeiten ansah, herbeizuführen,

1) Vgl. das von Eusebius X, 5. überlieferte Schreiben an den Bischof Chrestus von Syrakus.

2) ἐκελεύσαμεν, Euseb. a. a. D.

waren verdienstermaßen fehlgeschlagen. Was nun? Die Verhandlungen von Rom und Arles 313 und 314 und eine Fortsetzung derselben zu Mailand 316 hatte den Donatistenstreit nicht aus der Welt geschafft. Dieser neue Kampf war viel gefährlicher; denn schon war in Africa und Asien der Brand entfacht, und bald hier, bald da, bald an mehreren Orten zugleich schossen neue Flammen empor. Der Kaiser berieth sich mit den Bischöfen, die ihm nahe standen, wohl vornehmlich mit Hosius von Cordova, und ihre Meinung war,¹⁾ man sollte es mit einer großen Kirchenversammlung versuchen. So ließ denn der Kaiser noch einmal ein Gebot ausgehen, daß die Bischöfe des Reichs zusammenkommen sollten, um den gestörten Frieden wiederherzustellen. Postwagen für die Reise und Lebensunterhalt während der Synode sagte der Kaiser den Bischöfen zu. Am 20. Mai 325 konnte die Synode eröffnet werden, und in seiner Begrüßungsrede an die versammelten Bischöfe war es von Anfang bis zu Ende der Kaiser, der diese Versammlung bei sich beschloß und als eine Friedensmaßregel veranstaltet hatte.²⁾ Den Bischof von Rom erwähnt der Kaiser nicht mit einem Wort. Auch den Vorsitz führte Silvester nicht; denn er war wieder daheim geblieben, und die papistischen Aufstellungen von einer Vertretung des Papstes im Präsidium sind so vollständig bodenlos, daß auch keine Scheingründe vorgebracht werden, die eine Widerlegung verdienen.

Allerdings hat die erste ökumenische Synode beiläufig einen Auspruch gethan über die Stellung Roms in der Kirche. In dem sechsten Kanon der Synode heißt es nämlich: „Die alte Weise soll in Aegypten, Libyen und der Pentapolis in Kraft bleiben, daß der Bischof von Alexandria die Gewalt über alle diese habe, da dies auch für den Bischof von Rom dem Herkommen nach gilt, und auch in Antiochia und den andern Provinzen soll den Kirchen ihr Vorrang gewahrt bleiben.“³⁾ Der eigentliche Zweck dieses Kanons war allerdings nicht, die Stellung des römischen Bischofs zu definiren, sondern durch die meletianischen Wirren veranlaßt, wollte die Synode eine Entscheidung darüber abgeben, wie weit die Amtsbefugniß des Bischofs von Alexandria sich erstreckte, und als eine Parallele zu der Metropolitangewalt des Alexandriners erwähnt der Kanon die seines Kollegen in Rom, wie dies besonders durch das beordnende καὶ nach ἐπειδὴ ausgedrückt ist; und daß auch diese Beiden nicht eine Ausnahmestellung einnehmen sollen, sagt die Synode in den Worten: ὁμοίως δὲ . . . ταῖς ἐκκλησίαις, wonach eben in allen Provinzen, wie in der römischen und in der ägyptischen,

1) Rufin, H. E. I, 1.: ex episcoporum sententia.

2) Euseb. Vita Constant. III, 12.

3) Τὰ ἀρχαῖα ἔθνη κρατεῖτω, τὰ ἐν Αἰγύπτῳ καὶ Λιβύῃ καὶ Πενταπόλει, ὥστε τὸν Ἀλεξανδρίας ἐπίσκοπον πάντων τούτων ἔχειν τὴν ἐξουσίαν, ἐπειδὴ καὶ τῷ ἐν τῇ Ρώμῃ ἐπισκόπῳ τοῦτο συνήθές ἐστι· ὁμοίως δὲ καὶ κατὰ τὴν Ἀντιοχείαν καὶ ἐν ταῖς ἄλλαις ἐπαρχίαις τὰ πρεσβεῖα σώζεσθαι ταῖς ἐκκλησίαις.

so in der antiochenischen und andern, den Kirchen der ihnen zustehende Vorrang, τὰ πρῶτα, gewahrt bleiben sollte. Da steht Rom ganz auf gleicher Höhe und in ebener Reihe mit den andern Metropolitankirchen und ist ein Vorrang des römischen Stuhls vor den Bischofssitzen der übrigen Provinzialhauptstädte nicht nur durch nichts angedeutet, sondern durch den Wortlaut des Kanons ausgeschlossen. Was die Vertheidiger der päpstlichen Ansprüche aus dem VI. Kanon von Nicäa für Rom geltend machen wollen, beruht entweder auf groben Fälschungen des Textes, wie sie schon im kirchlichen Alterthum zu Schanden geworden sind, oder auf Mißdeutungen des wirklichen Textes, die einem Tertianer zur Schmach gereichen würden, wie wenn man die Worte: ἐπειδὴ καὶ . . . συνήθες ἐστὶν nach Baronius und Bellarmin übersezt hat: „da der Bischof von Rom von jeher ihm dies gestattet hat.“ Ja, gewiß, das συνήθες ist ein für Rom höchst unbequemer, schwer zu übersetzender Ausdruck; denn wenn man ihn einfach sagen läßt, was er sagt, „gewöhnheitsmäßig“, „dem Herkommen gemäß“, „herkömmlich“, so ist damit für des römischen Bischofs Amtsgewalt selbst in der eigenen Provinz als Grundlage nicht eine göttliche Verfügung, nicht ein von Christo gestifteter Primat, sondern die Gewohnheit, das Herkommen, und sonst nichts, angegeben!

Daß auch die Beschlüsse von Nicäa dem Bischof von Rom nicht zur Bestätigung vorgelegt worden sind, versteht sich nach dem Gesagten nicht nur von selbst, sondern geht auch aus den Kundgebungen des Kaisers nach Schluß der Synode hervor, indem Constantin schreibt, was die dreihundert Bischöfe zu Nicäa beschlossen hätten, habe Gott beschlossen, dessen Geist in diesen Männern wohne, und „es sei alles gehörig untersucht worden, bis durch völlige Uebereinstimmung die Meinung, welche Gott, dessen Auge über allen gewacht habe, wohlgefalle, ans Licht gebracht worden und somit nichts übriggeblieben sei, das zur Uneinigkeit oder zum Zwist in Glaubenssachen ausschlagen könnte“. ¹⁾ Daß er das alles viel leichter und billiger hätte haben können, wenn er sich einfach von dem unfehlbaren Lehrer der Christenheit in Rom eine Entscheidung ex cathedra hätte geben lassen, lag dem Kaiser offenbar so fern wie den dreihundert Bischöfen. Ja, wenn anno 325 irgend jemand sich als Summepiscopus der Christenheit gerirt hat, so war es nicht Silvester von Rom, sondern der Kaiser Constantin.

A. G.

(Fortsetzung folgt.)

1) Euseb. Vita Constant. III, 16: ἄχρι τοσούτου ἅπαντα τῆς προσηκούσης τετὸν-
χηκεν ἐξετάσεως, ἄχρις οὗ ἡ τῶ πάντων ἐφόρῳ θεῷ ἀρέσκουσα γνώμη παρὰ τὴν τῆς ἐνότη-
τος συμφωνίαν εἰς φῶς προήχθη, ὥς μηδὲν ἔτι πρὸς διχόνοιαν ἢ πίστεως ἀμφισβήτησιν
ὑπολείπεσθαι.

Litteratur.

Grundriß der Symbolik für Vorlesungen von Gustav Plitt, weil. Professor der Theologie. In dritter, umgearbeiteter Auflage herausgegeben von Dr. Victor Schulze, ord. Professor der Theologie in Greifswald. Leipzig. A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme). 1893. Preis: Mark 2.40.

Dieser „Grundriß“ behandelt im ersten Theil die Entstehung der Symbole, und zwar I. die Symbole aus der alten Kirche, II. die Symbole der Theilkirchen. Im zweiten Theil kommt der Inhalt der Symbole zur Darstellung, und zwar in knappem, kurzem, zumeist treffendem Ausdruck. Die Belege sind in Fußnoten beigegeben. Bei der Darstellung der Lehre der lutherischen Kirche sind uns die folgenden Unebenheiten aufgefallen: S. 99: „Das heilwirkende Wort Gottes ist seinem Zwecke entsprechend ein zwiefaches“ (Gesetz und Evangelium); S. 101: „Zur äußeren Gemeinschaft der Kirche, ihrer Erscheinungsform, gehören viele Ungläubige“; S. 103: „Das Papssthum . . . ist, wie es jetzt besteht, widerchristlich“ (der Ausdruck gibt nicht den ganzen Inhalt der Symbole wieder); S. 103: „Den Beruf zum Amt überhaupt erteilt die Kirche durch die Ordination“ (!); S. 106: „Das Sacrament . . . eine Speise der Seele, die auch dem Leibe Leben wirkt“ (zwar nennt das Bekenntniß das heilige Abendmahl eine Arznei, die Leben gibt „beide an Seel und Leib“; es setzt aber sofort beschränkend hinzu: „denn wo die Seele genesen ist, da ist dem Leibe auch geholfen“, 509, 68).

F. P.

Die Anschauung der kritischen Schule Wellhausens vom Pentateuch.

Ihr Werth und der Weg zur Selbstbehauptung der Kirche ihr gegenüber. Ein wissenschaftlich begründetes Glaubenszeugniß an die Gegenwart, insonderheit unsere junge theologische Generation von Eduard Rupprecht, Pfarrer.

In diesem 77 Seiten umfassenden Schriftchen legt der Verfasser vom Standpunkt des Glaubens und der Kirche aus gegen die moderne Bibelkritik ein kräftiges Zeugniß ab. Er gibt zunächst einen kurzen Ueberblick über die Aufstellungen der kritischen Schule Wellhausens, nach welcher der Pentateuch 800—1000 Jahre nach Mose entstanden und von verschiedenen Redactoren aus vier Quellenchriften, dem „Jehovisten“ J, dem Elohisten E, dem Priestercode P und dem „Deuteronomiker“ D zusammengeflochten sein soll. Er constatirt sodann die völlige Grund- und Haltlosigkeit dieser Theorie und stellt die wichtigsten Gegengründe zusammen. Er deckt „das tiefste Motiv dieser Kritik“ auf, „das rationalistisch-naturalistische Lebensprincip“, in welchem diese Kritiker wurzeln. S. 18. 19 findet sich folgendes zutreffendes Resümé: „Dabei muß ich aber noch bemerken, daß diese Gelehrten ihren ganzen Scharfsinn nur in den Dienst der negativen Kritik stellen. Da wissen sie jeden Strohhalme aufzuheben und großes Geschrei von ihm zu machen, gespickt mit „gräßlich spielenden Wizen“ (de Wette), die bisweilen jedes christliche Gefühl empören, wie bei de Wette. Bei Wellhausen sind die schlechten Witze nur feiner, daher verblüffender geworden, wie Böhl bemerkt. Dagegen von positiver Kritik ist bei ihnen keine Spur zu finden. Für die zahllosen zum Theil Erstaunen erregenden Merkmale, welche sich in der Urkunde für ihre Echtheit und volle Glaubwürdigkeit finden lassen, sind sie völlig blind. Ihre innerste Tendenz geht nur auf das Zerstören. Es ist genau so, als wenn ein Mensch vor einem Richter stünde und es würden alle, auch die winzigsten Bedenken gegen ihn, die zum Theil sogar eine doppelte Auffassung zulassen, auf das Genaueste aufgespiert, auf das Gewissenhafteste in den Acten niedergelegt, dagegen alles, was irgendwie ihn in ein gutes Licht stellen könnte, geflissentlich ignoriert, die für ihn Zeugenden würden abgewiesen mit etlichen oberflächlichen Phrasen und dann das Urtheil über ihn auf Grund dieser Acten ausgesprochen. Genau in demselben ungerechten Gericht befindet sich unser Pentateuch. Man stellt alle, noch dazu schwarz retouchirten, dunklen Punkte und Pünktchen zusammen, läßt die ganze erhabene Lichtgestalt desselben beiseite und spricht: Hier niger est, das ist der Pentateuch! Ein richtiges „Ecce homo“ vor dem Tribunal moderner Schriftgelehrter.“ Die Hauptinstanz ist für Rupprecht die Autorität

Christi und der Apostel, durch deren Zeugnisse die Inspiration und Authentie der alttestamentlichen Schrift und insonderheit auch des Pentateuch beglaubigt ist. Der letzte Abschnitt seiner Schrift führt den Titel: „Das unfehlbare inspirirte Schriftwort.“ Da bekennet er wohl, daß die ganze Schrift, und zwar in allen einzelnen Theilen, von Gott eingegeben und untrügliches Gotteswort sei. Sonst aber beweisen gerade diese seine Ausführungen über Schrift und Inspiration, daß er von dem Bann der modernen Theologie noch nicht ganz losgekommen ist. Er versichert, daß er mit Hofmann und Luthardt völlig übereinstimme, welche doch Irrthümer in der Bibel annehmen und mit ihrer Inspirationsstheorie die Inspiration der Schrift gänzlich annulliren. Er desavouirt auch seinerseits die altkirchliche Inspirationslehre, sonderlich die suggestio verborum, und meint, daß „die rechte Formel“ für das Verhältniß des göttlichen und menschlichen Factors in der Schrift erst noch gefunden werden müsse. So wünschen wir ihm weitere Erleuchtung von oben, daß er das ganze tiefe Verderben der modernen Theologie, auch der sogenannten „confessionellen“, sowie den geistlichen Ruin seiner Landeskirche recht erkennen und zu völliger Entschiedenheit durchdringen möge!

G. St.

Kirchlich = Zeitgeschichtliches.

Ausland.

Ueber den Congreß der Religionen in Chicago schreibt das „Deutsche Protestantenblatt“: „Sollte der auf die zweite Hälfte des Septembers zusammenberufene Congreß von Vertretern aller Weltreligionen in Chicago vielleicht auch ein Zeichen sein, daß es wieder anfängt zu grünen auf den Weiden des Glaubens? Sollte er dazu bestimmt sein, zum Tempel der Religion der Zukunft werthvolle Bausteine zu liefern? Oder ist diese echt americanische Idee, neben den Natur- und Kunstproducten aller Länder auch eine religiöse Weltausstellung zu veranstalten, nichts weiter als eine große Fontäne, deren Wasser von Becken zu Becken herunterprasselt, ohne daß im weiteren Umtreis auch nur ein einziges Gräslein davon beneßt wird? Jedenfalls ist es ein bedeutames Zeichen der Zeit, etwas ganz Neues unter der Sonne, daß namhafte und hervorragende Vertreter aller Hauptreligionen: Christen und Buddhisten, Brahmanen und Juden, Anhänger von Muhammed und Confucius, indische Prinzen und deutsche Professoren zusammentreten wollen, um die Grundlagen für eine religiöse Einigung der Menschheit aufzufinden und festzulegen. Mag dabei zunächst wenig oder nichts herauskommen, als eine große Redeschlacht, — die weltgeschichtliche Thatsache bleibt fest, daß zum ersten Mal der Versuch gemacht wird, einen gemeinsamen Boden zu finden, auf welchem die Menschen in demjenigen, was ihnen das Heiligste ist und was bisher am meisten dieselben von einander getrennt hat, sich zu verständigen suchen. So weit wären wir dann doch im Laufe der Jahrtausende glücklich gekommen, daß wir nicht mehr eine Religion — natürlich nach der Meinung eines jeden die seine! — als die allein wahre, von Gott offenbarte, allen andern als falschen, abgöttischen Religionen gegenüberstellen: das Ziel wäre wenigstens in Sicht, daß man nicht nur Handelsverträge mit den verschiedensten Völkern abschließt, sondern auch Religionsverträge auf der Basis gegenseitiger Gleichberechtigung.“ So weit das deutsche Blatt. Wir fügen hinzu: Christen, welche wissen, was die christliche Religion ist, lassen sich auf den religiösen Congreß, der von vorne herein Christenthum und Heidenthum auf gleiche Stufe stellt, nicht ein. Die Christen wissen, daß sie nicht über die respectiven Vorzüge der verschiedenen Religionen mit den Heiden zu verhandeln, sondern den letzteren zu sagen haben, daß sie sich durch den Glauben an Christum den Gefreuzigten von der

Finsterniß zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott bekehren müssen. Vielleicht werden einige wirkliche Christen aus Unkenntniß der Sache den „Congreß“ in Chicago mitmachen. Aber man geht wohl nicht fehl mit der Annahme, daß die meisten Theilnehmer aus den „Christen“ selber Seiden sind, indem sie nach der Heiden Weise dafürhalten, daß der Mensch auf dem Wege des Gesetzes, das heißt, durch eigene Werke selig werden müsse. Leute, die das meinen, können sich allerdings zusammensetzen, um über die Vorzüge der verschiedenen Religionen zu berathen. Sie berathen dann über die „besten Werke“ zur Erlangung der Seligkeit. Nach der christlichen Religion aber liegen alle, die mit des Gesetzes Werken umgehen, unter dem Fluch. (Gal. 3, 10.)

F. P.

Der Fall Briggs in deutscher Beleuchtung. In der Stöcker'schen Kirchenzeitung finden wir „aus der kirchlichen Presse Americas“ Folgendes mitgetheilt: Mancher Leser mag sagen: „Was geht mich der Briggsstreit an? Ich kenne ihn nicht und will nichts davon wissen.“ Das mag sein, aber es sind nicht alle Leser derselben Meinung. Viele Leute sind sehr interessirt in der Sache; besonders die Aeltesten und Prediger sind sehr gespannt auf den Ausgang der Sache, und das Organ der Kirche wäre nicht treu, so dasselbe nicht ein treuer Berichterstatter der hochwichtigen Sache wäre. Also zur Sache: Briggs ist Professor in einem der hervorragendsten theologischen Seminare Americas — Union in New York. — Er ist ein sehr gelehrter Herr, hat längere Zeit in Deutschland studirt, wo er ohne Zweifel manche rationalistische Irrlehre angenommen; denn Deutschland ist das Land vor allem der speculativen Theologie. Dieser Briggs wurde als junger Mann schon zum Professor gemacht, und das war sein Unglück. Er schrieb viele Bücher, Artikel für Magazine und Zeitungen. In diesen hat er Sachen geschrieben, welche schnurstracks gegen die Bibel und die Lehren unserer Kirche sind. Endlich wurde das New York-Presbyterium, dessen Mitglied er ist, genöthigt, die Sache in die Hand zu nehmen, weil seine Orakelsprüche die Kirche in große Unruhe versetzten. Er wurde angeklagt, daß er lehre: 1. In den ursprünglichen Handschriften der heiligen Schrift seien Irrthümer. 2. Moses sei nicht der Verfasser der fünf Bücher, welche seinen Namen tragen, sie seien viel späteren Ursprungs. Der Herr Jesus habe sie wohl Moses zugeschrieben; aber der habe es vielleicht nicht besser gewußt. 3. Das Buch Jesaias sei nur zur Hälfte von ihm verfaßt, die andere Hälfte habe einen unbekannten Verfasser und sei viel späteren Ursprungs. 4. Die messianischen Weissagungen seien nicht alle erfüllt worden und können nie mehr, da die Zeit vorüber ist, in Erfüllung gehen. 5. Daß die Gläubigen erst nach dem Tode, im Jenseits stufenweise vollkommen heilig gemacht werden. Zwischen dem Mittelstand, den Briggs lehrt, und dem Fegfeuer der katholischen Kirche ist eine so dünne Wand gezogen, daß das eine leicht in das andere fließen kann. 6. Es gebe drei Quellen der Erkenntniß, in welchen man Gott finden kann, nämlich: Die Bibel, die Kirche und die Vernunft (Reason). Er führt Beispiele an, wo Männer, welche Christum leugnen, die Bibel nicht anerkennen, nach seiner Meinung doch Gott gefunden haben und — natürlich trotz Christus, in den Himmel kommen. Das sind Dinge, welche dem New York-Presbyterium vorgelegt wurden. Briggs vertheidigte seine Sache mit einer so scharfsinnigen Spitzfindigkeit, die wahrlich einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Das Presbyterium sprach den Professor trotz allem und allen frei, worüber die sich gar nicht wundern, welche mit der Sachlage dort etwas bekannt sind: Das Union-Seminar steht ihm bei, Dr. Schaff, Dr. Braun und andere; viele ehemalige Studenten sind Mitglieder des Presbyteriums, und die sind meist alle mit dieser Irrlehre vergiftet. Das Anklage-Committee appellirte sofort an die Generalversammlung, statt nach der gewöhnlichen Ordnung zurück an die Synode, wozu

es unter den Umständen ein volles Recht hatte. Die Generalversammlung hat dann auch ein ganz entscheidendes Wort gesprochen. Ein Wort, das niemand verdrehen, noch über dessen Sinn und Meinung jemand im Zweifel sein kann, worüber alle Freunde der rechten Lehre und Wahrheit sich herzlich freuen und Gott danken. Die Freunde Briggs' thaten alles, was in ihren Kräften stand, dahin zu arbeiten, daß die Assembly die Klage abweise. Sie machten allerlei technische, nichts bedeutende Einwürfe — Advokatenkniffe — das war Briggs' Kriegsplan durchweg: Verschieben, es nie zur Klage kommen lassen, wodurch er nach meiner Meinung sich die größte Blöße gibt. Nach mehrtägigen Plänkelleien kam es endlich zur Abstimmung, ob die Anklage angenommen werden solle oder nicht. Die Abstimmung ergab 409 Stimmen dafür und 145 dagegen. So war dies endlich überwunden und die Klage lag regelrecht vor dem obersten Gerichtshof unserer Kirche. Es ist überflüssig, die Sache zu wiederholen, nur so viel: beide Parteien erhielten hinreichend Zeit, ihre Sache vorzutragen, und die Mitglieder des Gerichtshofs erhielten jedes zehn Minuten. Am 31. Mai 1893, Abends 9.30, kam es zur Abstimmung und hier ist das Resultat: Für schuldig erklärten ihn 383 Stimmen, nicht schuldig 116 Stimmen. Dann vertagte sich die Versammlung, um am folgenden Morgen die Strafe des Verurtheilten festzusetzen. Am 1. Juni brachte das hierzu ernannte Committee einen Bericht ein, dahin lautend: Da Dr. Briggs durch Schrift und Vortrag Sachen geschrieben und gelehrt hat, welche gegen die Bekenntnisschriften der presbyterischen Kirche sind, deshalb suspendirt die Assembly ihn, bis er hinreichende Beweise der Buße gibt. Unter feierlicher und lautloser Stille wurde der Bericht angenommen. So endet einer der traurigsten Fälle, womit die Kirche sich zu befassen hatte.

Modernes Judenthum. Ein neues Gebetbuch ist der Wunsch der modernen Juden. Der Verband der Synagogengemeinden in Westfalen beantragt, daß bei einem solchen die nicht mehr gebräuchlichen Gebete ausgeschieden werden, daß die Stellen über Rückkehr nach Jerusalem in Wegfall kommen, desgleichen die Sätze von Opfer und Opferdienst; insbesondere aber sei alles nicht Zeitgemäße (Mystische) zu entfernen. Das neue Gebetbuch soll in flotter deutscher Uebersetzung erscheinen, daß man den hebräischen Ursprung nicht mehr erkenne. Auch sonst machen sich bei den Reformjuden allerlei andere Reformbedürfnisse geltend. Beim Gottesdienst soll mehr gesungen, der deutsche Choral eingeführt, dafür weniger gebetet werden. Dem Hebräischen will man eine, wenn auch recht bescheidene Stellung bewahren.

(A. E. L. K.)

Ueber eine neue Species kirchlicher Komödien theilt die Luthardt'sche Kirchenzeitung Folgendes mit: Ein „Missionsfestspiel“ von Pastor Baumann an der Berliner Dantestirche ist in Berlin zweimal zur Aufführung gelangt: am 6. Februar und am 6. März d. J., jedesmal vor einer Zuhörerschaft von etwa tausend Personen. Die Darsteller, Candidaten, Studenten, Kaufleute, Handwerker, dienten der guten Sache uneigennüchig. Es handelte sich um die Mittel zur Beschaffung eines Stahlbootes für den Nyassa-See, welches zur Erleichterung des Verkehrs zwischen den dortigen neuen Stationen der Berliner Mission I nöthig ist. Die Theilnahme des Publikums war eine derartige und die Berichte der Presse im Allgemeinen so freundlich, daß man den Unterschied zwischen dem Berlin vor zwanzig Jahren und dem jetzigen nicht verkennen kann, wenn auch nicht wird übersehen werden dürfen, daß die Neuheit der Sache und der patriotische Zweck ihr Theil beigetragen haben. Die konservativ-kirchliche Presse hatte anfangs einige Zurückhaltung bewahrt; denn leicht konnte die Mission auf der Bühne als eine Art Profanation erscheinen. Der Inhalt des Stückes, welches das Leben eines heidnischen Negerdorfes, die Ankunft

der Mission und den schließlichen Sieg über die Nacht des Heidenthums schildert, die naturgetreue Darstellung — Costüme, Speere, Schilder, Felle waren meist echt, vom Missionshause geliefert; auch Negertänze, Negergefänge fehlen nicht! — besiegten schließlich alle Bedenken, und selbst die jüdisch-fortschrittlichen Zeitungen versagten dem naturgemäß mehr religiösen als bühnengerechten Werke ihre Anerkennung nicht, so sehr sie auch durch höhnische Bemerkungen über alles, was ihrem Standpunkt unsympathisch sein mußte, ihr Lob einschränkten. Es scheint, als ob das Stück weitere Verbreitung finden sollte; wenigstens sind bereits aus verschiedenen Städten Gesuche um Erlaubniß zur Aufführung eingelaufen. Der Reinertrag betrug über 1000 Mk.

Auch nicht von Ohngefähr. Die Herz-Jesu-Kirche in Brackweide bei Bielefeld wurde unter merkwürdigen Umständen eingeweiht, sodaß der katholische Berichtserstatter nicht anders glauben kann, als Gott habe dem Teufel Gewalt gegeben, wie seinerzeit über den gerechten Hiob. Gleich in der Frühe, als der zur Einweihung berufene Propst Nöen von Minden bereits angekommen war, ergab es sich, daß einer der mitwirkenden Geistlichen in der Nacht erkrankt war, sodaß ein anderer telegraphisch herbeigerufen werden mußte. Aber nun brach ein so furchtbares Unwetter los, daß niemand ohne Noth aus dem Hause ging. Der Regen goß in Strömen, von einem wüthenden Wind gepeitscht. Fremde Gäste kamen natürlich nicht. Man fuhr in gedecktem Wagen zur Kapelle. Beim Eintritt zeigten sich die drei Chorfenster vom Sturm zertrümmert, alles schwamm im Wasser, Chor und Altar. Mühsam vernagelte man mit Teppichen die Fenster. Aber der Wind drang durch und riß das Altartuch wieder weg. Dennoch schritt man zur Messe. Die heiligen Gefäße waren in einem schönen Schrank eingeschlossen. Allein der Regen hatte das Holz desselben geschwellt, die Thür ging nicht auf. Mit einer Art mußte die Rückseite zerklagen werden, um nur zu den Gefäßen zu gelangen. Das Geheul des Sturmes war unbeschreiblich und überrönte die Gefänge. So verlief die Einweihung; denn „ein Gewisser ärgerte sich grimmig, als zum ersten Mal seit 300 Jahren in Brackweide das h. Meßopfer wieder dargebracht wurde, und sogar in einer Herz-Jesu-Kirche, die ohne Zweifel dem Reich des Bösen besonderen Schaden zufügen wird“. Demnach wären hier Sturm, Regen, eingeschlagene Fenster u. d. Engel gewesen, der dem Herrn den Weg bereitete. (A. C. L. R.)

Die Hermannsbürger Mission hat im abgelautenen Missionsjahr 12 neue Zöglinge aufgenommen, sodaß die Anstalt zur Zeit 21 zählt. Von der Sulu-Mission in Afrika ist zu berichten, daß sie zwei Missionare, Hansen und Volker, durch den Tod verlor, außerdem aber in den dortigen deutschen Gemeinden manche Verluste durch die eingetretene Spaltung erlitt. Nicht nur hat sich Missionar Prigge zurückgezogen, sondern die Gemeinden sind theilweise bis zur Hälfte ausgetreten. Dennoch konnten 282 Tausen vollzogen werden, sodaß die Seelenzahl der Gemeinden unter den Sulus 2381 beträgt. Es arbeiteten an ihnen 23 Missionare auf 23 Stationen. Bei den Betschuanen ging alles seinen ruhigen Gang. Es wurden 2201 getauft, womit sich die Seelenzahl auf 17,531 erhöhte; 27 Missionare arbeiteten auf 24 Stationen. Die Mission in Indien verlor Missionar Lückow durch den Tod, außerdem aber erfreute sie sich eines ungewöhnlichen Segens. Es wurden 586 getauft; damit stieg die Seelenzahl auf 1616. 10 Missionare waren auf 9 Stationen thätig. Eine wichtige Neuerung wurde mit der Gründung eines Katechetenseminars gemacht, um Gehülfen für die Mission heranzuziehen; es wurden bereits vier Zöglinge in dasselbe aufgenommen. Die Station in Australien ist aufgegeben, weil die dortigen deutschen Gemeinden ihre Unterstützung zurückgezogen haben. Der bisher daselbst stationirte Missionar Warber wird nach Indien gehen. Dadurch wird die Mission

in Neuseeland so vereinsamt, daß man sie wohl auf die Dauer auch nicht halten kann. Es arbeitet dort zur Zeit der noch treu gebliebene Missionar Dierks. Er vollzog vier Taufen; der Gemeindestand der Maori beläuft sich auf 38 Seelen. Mithin arbeiteten im Ganzen 61 Missionare auf 57 Stationen; sie taufte 3073 Heiden und hatten Gemeinden von 21,556 Seelen zu bedienen. Der finanzielle Stand der Mission ergab für die Hermannsburger Hauptkasse 194,891 Mk. Einnahmen und 194,873 Mk. Ausgaben. Ferner gingen ein bei Burchard in Hamburg 2124 Mk., im auswärtigen Missionsgebiet 75,555 Mk., welche auch dort verausgabt wurden. Dadurch beträgt die Gesamteinnahme des vorigen Jahres 272,576 Mk. Der Schuldenstand beziffert sich auf 10,367 Mk. und eine Hypothek von 60,000 Mk. In Hermannsburg selbst wurden geopfert von der Kreuzgemeinde 5008 Mk., von der landeskirchlichen 1150 Mk. (M. G. L. R.)

Die staatskirchlichen Zustände beschreibt Stöcker in seiner Kirchenzeitung also: „Wird die Kirche nicht mit den starken Gedanken Gottes, sondern nach Opportunität und menschlicher Berechnung geführt, so entbehrt sie der inneren Achtung, deren sie noch mehr bedarf als Staat und weltliche Obrigkeit. Nun steht es so, daß es dem evangelischen Landeskirchenthum an beidem fehlt, an der klaren Geltendmachung der biblischen und bekenntnißmäßigen Wahrheit wie an der energischen Leitung der kirchlichen und religiösen Angelegenheiten. Auf Kathedern und Kanzeln herrscht völlige Willkür. In manchen Landeskirchen kann der Geistliche predigen, was er will, und die Gemeinden jauchzen ihm zu, wenn er nur nicht das Bekenntniß seiner Kirche predigt. In andern Landeskirchen, wie in Preußen, ist die Kanzel noch einigermaßen geschützt und wenigstens die offene Zeugnung der Schriftwahrheit verboten, wenn man auch die klare Predigt derselben sich nicht zu fordern getraut. Aber dann ist der Zwiespalt zwischen Katheder und Kanzel erst recht klagend; und wie der Fall Ziegler zeigt, auch zwischen dem Prediger, wenn er predigt und wenn er Vorträge hält, wird ein solcher Unterschied gemacht, daß der Vortragende mit einem Verweise durchschlüpft, während er als Prediger disciplinirt wäre. Daß dieser Zustand dem Wesen der Kirche entspricht, wird kein Verständiger glauben. Auch drängt alles darauf hin, daß dieser Halbheit ein Ende gemacht wird. In der Kirche muß göttliche Wahrheit und menschliche Ehrlichkeit herrschen. In dem heutigen Landeskirchenthum fehlt beides. Und dieser zwiefache Mangel entgeistert die Kirche; er ist, wenn er bleibt, tödlich. Bleibt das Staatskirchenthum, so wird auch er bleiben, denn er hängt mit demselben auf das Engste zusammen. Weil der Staat, der die Kirche beherrscht, Gläubige und Ungläubige in sich faßt, so soll auch die beherrschte Kirche dem Glauben und dem Unglauben eine Stätte der Gemeinschaft darbieten. Diese Absicht ist gut gemeint; man hofft, daß der Unglaube, so lange er äußerlich zur Kirche gehört, doch nicht bis zur öffentlichen Gottesleugnung fortschreiten wird. Aber erreicht wird damit nichts; man lähmt nur die Energie des Glaubenslebens. Diese zu wecken wäre die Hauptaufgabe der Kirchenleitung. Aber das staatliche Regiment und die juristische Führung der kirchlichen Angelegenheiten machen diese Aufgaben unmöglich. In den Kreisen der Regierung fürchtet man nichts mehr als die Macht der evangelischen Kirche; Bismarck war darin nicht anders als seine Vorgänger und Nachfolger. Und den Juristen im Kirchenregiment fehlt der Missionstrieb, ohne den die Kirche nichts ausrichten kann; statt dessen haben sie einen Bureaukratismus, der die Kirche zerstört. Die Glieder des Evangelischen Oberkirchenraths und der Consistorien find, wie im vorigen Jahre das Obergerverwaltungsgericht entscheidend ausgeführt hat, unmittelbare Staatsbeamte. Man erzählt glaubhaft, der Minister Falk habe trotz seiner staatskirchlichen Anschauungen die Kirchenbehörden zu rein kirchlichen Kollegien machen wollen;

aber man habe ihm erwidert, dies gehe nicht, dann seien die Pensionen nicht sicher. So klein der Zug ist, er beleuchtet wie nichts anderes die Zustände des Landeskirchentums. Wie soll man sie bessern? Geflagt wird genug und übergenug. Suchen wir die Hülfe!“

Rom und Socialdemokratie. Die Stöcker'sche Kirchenzeitung berichtet aus Baden: Die Centrumspresse rühmt sich, daß von keiner Partei bei den letzten Wahlen so entschieden Stellung genommen ist gegen die Socialdemokratie, als vom Centrum. Nun ist es aber Thatsache, daß es an vielen Orten — wir lassen dahingestellt: ob mit oder gegen den Willen der Parteileitung — namentlich bei den Stichwahlen die Socialdemokratie unterstützt hat. Nirgends aber läßt sich dies so zahlenmäßig beweisen, wie in den badischen Bezirken Ettlingen und Pforzheim, wo der Socialdemokrat und Atheist Dr. Müdt als Reichstagscandidat aufgestellt war. Als er in die Stichwahl mit dem national-liberalen Candidaten kam, fielen die in der Hauptwahl für einen Centrumsmann abgegebenen Stimmen nahezu vollzählig dem Socialdemokraten zu. Wir wollen hier nicht die einzelnen Wahlbezirke aufzählen, sondern nur hervorheben, daß, während im Bezirk Ettlingen bei der Hauptwahl der Centrumsmann 1545, der Socialdemokrat 1156 Stimmen erhielt, in der Stichwahl dem Socialdemokraten 2159 Stimmen zufielen. Es liegt wohl auf der Hand, daß diese 1000 Stimmen mehr für den Socialdemokraten lediglich aus dem ultramontanen Lager gekommen sind. Mit Recht aber fragt die „Badische Landeszeitung“: „Was soll man davon halten, wenn gewisse ultramontane Geistliche und weltliche Heißepporne es über sich gewinnen, den internationalen Socialdemokraten und Gottesleugner zu wählen und für denselben 1000 Stimmen aus ihren eigenen Reihen zu gleichem verwerflichen Thun veranlassen?! Geschieht es vielleicht auch zur höheren Ehre Gottes, wenn ultramontane Wähler dem Manne ihre Stimme geben, der der katholischen Geistlichkeit zurufen konnte: „Die Pfaffen mögen noch so viele Altäre bauen, wir werden sie alle niederreißen!“ Wo bleibt da die Logik, wo bleibt die Moral einer Partei, die vor solcher Tactik nicht zurückschrickt? Kann eine solche Partei sich noch weiterhin das Recht beimessen, sich eine staatserhaltende Partei, eine Stütze von Thron und Altar, eine Säule der Ordnung, der Sitte und Religion zu nennen, wenn von leitender Stelle mit dem Heiligsten des Volkes ein solch frivoles Spiel getrieben werden kann?!“

Näheres über den „Massenübertritt“ lesen wir in der Stöcker'schen Kirchenzeitung: Von einem Massenübertritt zum Protestantismus wird aus Mähren berichtet. Dort liegt an der mährisch-niederösterreichischen Grenze die kleine und dürftige Gemeinde Dösch. Die Ortspfarre stand unter dem Patronate des Grafen Segur, der jedoch seine dortigen Güter verkaufte, worauf das Brünnner Consistorium, indeß ohne Verpflichtung, das Patronat übernahm. Als im vorigen Jahre die beabsichtigte Renovirung des Pfarrhauses auf 14,000 fl. veranschlagt wurde, stellte man der Gemeinde einen Nachlaß von 20 Procent in Aussicht. Später jedoch hielt man in Bezug auf den Nachlaß nicht Wort, und die Gemeinde wurde verpflichtet, die ganze Bauumme von 14,000 fl. aufzubringen. Auch ein Recurs und eine dringende Bitte dagegen halfen nichts. Nun kam es zu harten Pfändungen, auch armen Kirchenmitgliedern gegenüber. Einem zahlungsunfähigen Zimmermann wurde sogar das Haus verkauft. Infolgedessen blieben viele Mitglieder von der Kirche fern, namentlich auch deshalb, weil sich der Pfarrer von der Kanzel rühmte, er sei doch der Stärkere und Mächtigere, dem niemand widerstehen könne. Um gleichsam seine Macht nochmals gründlicher zu beweisen, brachte er einen neuen Kostenvoranschlag mit 8000 fl. auf Herstellung einer Wagenremise, Waschküche, Kälberstallung und Hühnerstallung ein. Nun wurde dem Faß der Boden ausge-

schlagen. Die Opposition erreichte, auf diese Weise absichtlich gereizt, den Höhepunkt. Zahlreiche Familien meldeten den Uebertritt zum protestantischen Glauben an. Nahezu die Hälfte des Dorfes führte bereits auch den Entschluß aus, und drei Nachbargemeinden Döschens drohen, wenn der Pfarrer auf seinem Entschluß beharrt, gleichfalls zum Protestantismus überzutreten.

Die Taufe unter den Evangelischen in Graubünden. Der „Kirchenfreund“ berichtet: Wir berichteten neulich, daß der Große Rath (Evangelische Session) dem Beschluß der Synode, wonach notorisch Ungetaufte, welche die Confirmation begehren, statt dessen getauft werden sollen, das Placet verweigert habe. Heute haben wir die Freude, zu melden, daß darauf die Ende Juni in Malans versammelte Synode mit 39 gegen 8 Stimmen nicht bloß für Festhalten an ihrem Beschluß sich entschieden, sondern auch die Bestimmung statt wie das erste Mal bloß in die Pre digerordnung, jetzt in die kirchliche Verfassung aufgenommen hat. § 3 derselben wird lauten: „Glieder der evangelisch-rhätischen Kirche sind alle Cantonsinwohner evangelischer Confession, welche die christliche Taufe empfangen und nicht gemäß § 5 ihre Nichtzugehörigkeit zur evangelisch-rhätischen Kirche oder ihren Austritt aus derselben erklärt haben.“ Durch diese Aufnahme in die Kirchenverfassung ist dafür gesorgt, daß der Große Rath die Sache nicht mehr von sich aus abthun kann, sondern das Volk muß entscheiden lassen. Auch freisinnige Geistliche haben diesmal für das Obligatorium der Taufe gestimmt, allerdings nicht alle. Als seiner Zeit die reformerische Basler Synode die Möglichkeit einer Confirmation ohne Taufe sanctionirte, hat Prof. v. Treitschke in Berlin ein Colleg mit den Worten begonnen: „Meine Herren, der Basler Radikalismus hat den Gipfel des Unsinns erreicht!“

Aus Rom. Daß in Rom eine protestantische Militärgemeinde besteht, dürfte wenig bekannt sein. Bald nach Aufhebung der päpstlichen Herrschaft begann der Methodisten-Evangelist Capellini unter der italienischen Besatzung zu wirken, freilich unter den größten Schwierigkeiten und heftigsten Anfeindungen. Heute nehmen Hunderte von Soldaten an den Gottesdiensten theil, die in unmittelbarer Nähe des Palastes eines Cardinals abgehalten werden. Am Gründonnerstag d. J. fand die 20jährige Gedächtnißfeier des ersten Abendmahls statt. Soldaten jeder Waffengattung und jedes Ranges waren vertreten. Zahlreiche Briefe und Telegramme ehemaliger Mitglieder kamen aus allen Theilen des Landes. Bereits in sieben andern Garnisonen haben sich Brüdergemeinschaften gebildet. (M. G. L. R.)

Der Gehalt des spanischen Clerus wird in Folge der ungünstigen Reichsfinanzen herabgemindert werden. Die Curie hat nach dem ihr zustehenden Recht sich damit einverstanden erklärt, zugleich aber u. a. folgende Bedingungen gestellt: Die Maßregel soll nur provisorisch sein und bei Besserung der Lage sofort außer Kraft treten. Der arme Clerus ist auszunehmen und nur der mit großen Beneficien gesegnete Theil heranzuziehen. Der Abzug an Gehältern der Geistlichen darf nur dann gemacht werden, wenn den Staatsbeamten das Gleiche widerfährt. Letzteres ist übrigens schon insofern geschehen, als die Königin ihre Civilliste auf die Hälfte erniedrigen ließ, auch die übrigen Mitglieder des königlichen Hauses, sowie die Minister ihrem Beispiel folgten. (M. G. L. R.)

Die russischen Stundisten werden in Zukunft nicht mehr verbannt, sondern zum Besten der bürgerlichen Gemeinde zu Zwangsarbeiten auf Straßen, Wegen und an Gräbern herbeigezogen. Des Nachts müssen die Männer noch als Wächter dienen. Ihr Vermögen wird confiscirt; sie dürfen weder kaufen noch verkaufen noch für sich arbeiten. Die Polizei erlaubt sich die größten, ja oft scheußliche Gewaltthaten an

Männern, Weibern und Kindern. Sie dringt in die Wohnungen in Abwesenheit der Männer ein, mißhandelt die Anwesenden, zertrümmert die Geräthe, ohne daß nur eine Appellation gegen solche Mißhandlungen möglich ist. (N. E. L. R.)

Das Christenthum in Japan wird mehr und mehr zu einer Macht. Selbst große Zeitungen treten für dasselbe ein, sodaß das Heidenthum seine ganze Kraft zusammenzunehmen genöthigt ist, um noch Werth und Ansehen zu behalten. Die buddhistischen Priester bieten denn all ihr Vermögen auf, dem Christenthum entgegenzuarbeiten. 42 Zeitschriften geben sie heraus, lediglich zu dem Zweck, den Buddhismus zu vertheidigen und auszubreiten.

Presbyterianer in Bangkok. Bangkok ist in dem Streit zwischen Frankreich und Siam viel genannt worden. In dieser Stadt haben die Presbyterianer zwei Missionsstationen und Kircheneigenthum im Werthe von \$25,000. Zwanzig Missionare sind auf diesem Felde thätig. Wenn „der Soldat Roms“, nämlich Frankreich, das Land unter seine Controle bekommen sollte, würde wahrscheinlich eine Zeit der Bedrängniß für die protestantischen Missionen angehen. F. P.

Die Verfolgung der Christen im türkischen Armenien. Unter diesem Titel bringt die Luthardt'sche Kirchenzeitung folgenden Bericht: Die Verfolgung der Christen im türkischen Armenien muß geradezu eine grausame genannt werden. Es wäre höchste Zeit, daß die christlichen Mächte Europas sich in's Mittel legten. Die Kurden und Türken üben an ihnen Mord, Gewalt und Unrecht aus, und niemand nimmt sich ihrer an. Sie werden in die Verbannung gesagt, in Kerker geworfen, dort mit den unaussprechlichsten Torturen gequält, daß sie in ihren Qualen zum Theil sterben oder wahnsinnig werden. Nur durch hohe Bestechungen der Beamten können sie die Freiheit wieder erlangen. Die christlichen Dörfer werden häufig von räuberischen Kurden überfallen, die Felder verwüstet, das Vieh weggetrieben, die Bauern getödtet. Als ein solches Dorf (Hormiutsch) sich in der Stadt beschwerte, kam allerdings ein Hauptmann mit Soldaten zum Schutze heraus und quartirte sich bei dem Mado des Dorfes ein. Des Nachts aber begehrte der Hauptmann die Frauen des ihm gastlich geöffneten Hauses zur Unehre. Auf den Widerspruch des Mado ließ er diesen fesseln, grausam mißhandeln und in seinem Blute liegen. Die Bauern trugen ihren Mado auf einer Bahre des andern Tages in die Stadt und klagten; man hörte nicht auf sie. Ein gewisser Dschanko ließ die Mados mehrerer Ortschaften ermorden, ohne zur Rechenschaft gezogen zu werden. Jünglinge, Kinder wurden gewaltsam geraubt und zur Annahme des Islams, zum Theil mit Foltern, gezwungen. Viele der vornehmsten Armenier sind eingekerkert. Das Loos der Gefangenen ist schrecklich. Sie liegen in schmutzigen, feuchten Kerkern, die Füße im Stock, den Hals an eine Kette gelegt, ohne Bett, ohne Erwärmung im Winter; die Nahrung ist gering; dazu werden sie täglich mit Schlägen tractirt. Die Zahl der mißhandelten, geplünderten, getödteten Christen ist sehr groß. Die Verfolgung aber nimmt immer zu. Nach englischen Blättern drangen kürzlich 70 türkische Soldaten in das armenische Kloster auf dem Berge Borak und zerstörten, was sie vorfanden. Sowohl in jenem Kloster wie in St. Krikor sollen sich Spione befinden, die es der Regierung melden, wenn sich Armenier nach einem der Klöster begeben. Es erscheinen dann Soldaten, die die Zusammenkünfte verhindern, auch Verhaftungen vornehmen. Die Ahnungslosen werden oft aus dem Schlaf gerissen, verhaftet und verbannt, ohne zu wissen weshalb. Manche Familien treten, um den Belästigungen zu entgehen, zum Mohammedanismus über. Befehrte brauchen 15 Jahre lang keine Steuern zu zahlen.